FRÖSI

11/81

PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M

Index: 31 743



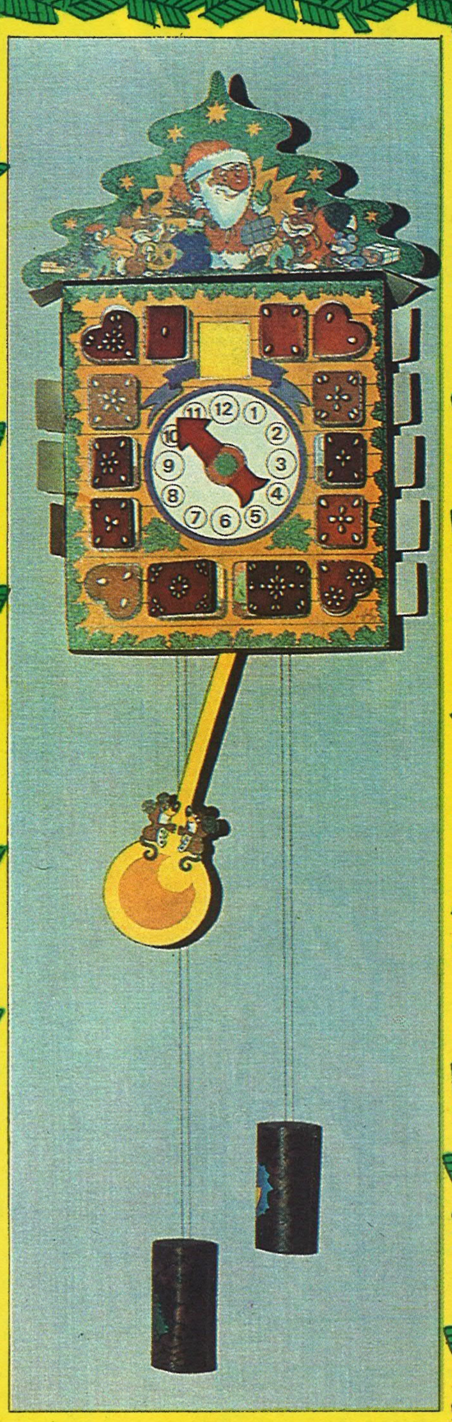




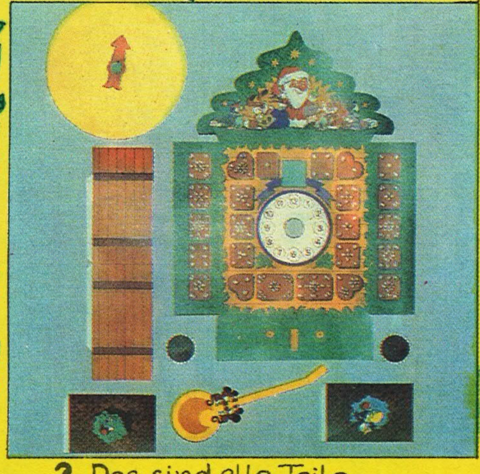




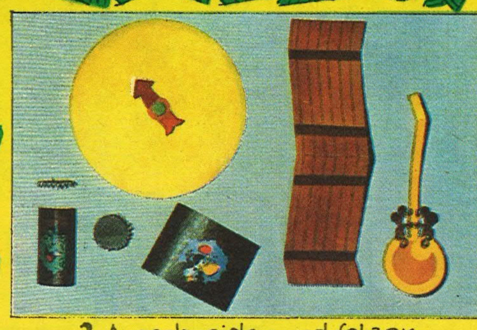
WEIHNACHTSZEIT IST



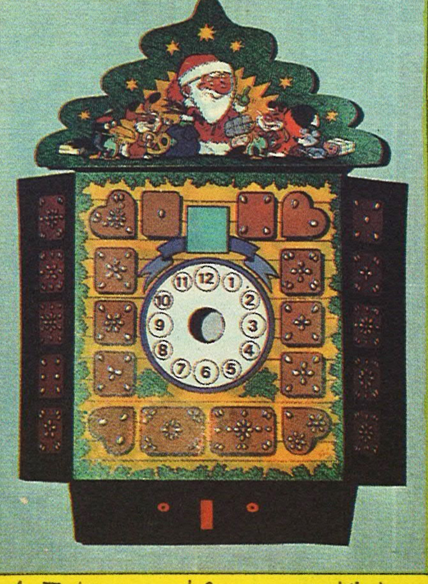
1 So sieht er fertig aus



2 Das sind alle Teile



3 Ausschneiden und falzen



4 Falzen und zusammenkleben

„Zum Kuckuck noch mal", sagte Otto, „schon wieder ein Jahr herum, und wir haben noch keinen neuen Weihnachtskalender." Alwin sprang auf: „Das ist es – unser neuer Weihnachtskalender wird eine Weihnachtsuhr!" Und schon saßen beide, schnitten und klebten, bastelten und probierten, zeichneten und tuschten. Foto 1 zeigt euch, was dabei herausgekommen ist.
Auf dem zweiten Foto seht ihr alle Teile, die für den Weihnachtskalender benötigt werden. Schneidet sie aus dem beiliegenden Kartonblatt aus. Die gestrichelten Linien werden leicht angeritzt und der Zeiger in der großen Scheibe entlang der schwarzen Kontur eingeschnitten (nicht herausschneiden!), siehe Foto 3. Falzt nun den Uhrenkasten (Foto 4) und schneidet das Loch in der Ziffernscheibe aus dem Hinterklebeblatt heraus. Von hinten wird der Zeiger durch das Loch gesteckt, so daß ihr mit ihm die große runde Scheibe drehen könnt. Nun wird der Uhrenkasten zusammengeklebt und das Dach angesetzt. Auf die kleine gelbe Fläche an der Unterseite der Uhr klebt ihr das Pendel, und die Gewichte befestigt ihr mit einer dünnen Schnur.
Die Anzahl der Mandeln auf den Türchen gibt an, welche an welchem Tag zu öffnen ist.

Aufgepaßt! Am 24. Dezember ist eure Weihnachtsuhr noch lange nicht abgelaufen. Öffnet das grüne Fenster und schneidet das darunter befindliche Hinterklebeblatt aus. Jetzt habt ihr einen Kalender für 1982. Dreht den Zeiger der Uhr auf die 1 – das Kalendarium für Januar erscheint.

Otto war der Mandeldieb!

Alwin hat ihn erwischt! Aber zu spät! Vier Stück hat er gemopst, eine wieder verloren. Kurz und gut – zwei mal zwei Türchen sind doppelt, zwei fehlen. Aber welche? Findet sie, addiert sie und schreibt die Zahl auf eine Postkarte zum Weihnachtskalenderpreisausschreiben im nächsten Heft.


GLÜCK GEHABT, HIER IST DIE SCHACHTEL SCHON!
HOPPLA!
PLUMPS!
KLIRR!
ALLES KAPUTT!
AU, BACKE!
JA, ALWIN, DA MÜSSEN WIR UNS SELBST ETWAS EINFALLEN LASSEN!
NOCH IST ZEIT DAZU!
!!
BASTELZEIT!
1
Die Hälfte einer kreisrunden Scheibe (5 cm Durchmesser) zu einem Kegel zusammenkleben und aus ungefähr 20 Kegeln eine Kugel formen. Die Spitzen haben einen gemeinsamen Mittelpunkt.
2
Ein Herz aus rotem und blauem Buntpapier.
3
Laubsägearbeit aus Sperrholz.
4
Trinkröhrchen auf eine Scheibe kleben und in die Öffnungen Strohblumen stecken. Dann eine gleichgroße Scheibe von oben dagegenkleben.
5
Aus dünnem, farbigen Papier einen Streifen schneiden (viermal so lang wie breit) und gleichmäßig zu einer Ziehharmonika falten. In der Mitte mit einem Faden zusammenziehen und die beiden offenen Seiten zusammenkleben.
6
Lustige Figuren aus Suralin.
7
Baumschmuck aus Teig geformt und dann gebacken.
8
Papierstreifen (1 cm breit) in unterschiedlichen Längen ausschneiden, rollen und zu Kreisen zusammenkleben. Aus ungerollten Streifen Tropfen kleben und daraus Sterne oder anderen Schmuck formen.
UND NUN, ZU ALWIN + OTTO!
!!
DER WEIHNACHTSMANN WIRD STAUNEN
Zeichnungen: Jürgen Günther
Fotos: Horst Glocke
Gü

Der Lieblingsfächerlerner

KNEIF ZANGE

Nachstehend veröffentlichen wir – ohne Kommentar, nur im richtigen Deutsch – Tagebuchauszüge eines Lieblingsfächerlerners, der nicht gern namentlich genannt sein will.

MONTAG:

Die Woche fängt echt belämmert an. Was Mutti bloß dauernd an mir auszusetzen hat? Sie mit ihren Vergleichen. Nur weil ich die Rüge für die heutige Mathevier mit der Eins in Bio entschuldigen wollte, meinte sie: Ich sei ein Lieblingsfächerlerner. Lieblingsfächerlerner, Lernerfächerliebling, Fächerlieblingslerner, Lernerlieblingsfächer – so'n Quatsch, gibt's doch alles gar nicht. Was Mutti nur hat? Im Durchschnitt bin ich ganz gut, mir reicht's jedenfalls. Außerdem verstehe ich Bio nun einmal besser als Mathe, und Geographie liegt mir auch viel mehr als Russisch. An Rechtschreibung und so'n Zeug darf ich gar nicht denken. Dafür bin ich in Sport der Beste, hier macht mir keiner etwas vor.
Mutti meinte daraufhin: Meine Hemden seien ihr auch lieber als meine Strümpfe, und so wird sie in Zukunft meine Strümpfe nur noch im äußersten Notfall anpacken. Den Vergleich find' ich albern! Was haben meine Strümpfe mit Mathe zu tun?

DIENSTAG:

Heute habe ich über mich selber gestaunt. Im Training bin ich im Weitsprung bei 5,61 Meter gelandet. War das vielleicht ein Satz! Soweit bin ich nicht einmal im Sommer zur Spartakiade gesprungen! Innerlich habe ich anerkennend den Hut vor mir gezogen. Mußte ihn aber bedauerlicher Weise gleich wieder aufsetzen, denn statt eines Lobes vom Übungsleiter sagte der: „Wenn die Vier in Mathe nicht bis Weihnachten verschwindet, wirst du in der Trainingszeit Mathematik üben. Erst wenn du dort die Weitsprünge beherrschst, kannst du dich wieder melden."
Als ich ihn fragte, wie ich ohne Training Kreismeister werden soll, hat er geantwortet: „Rechne es dir aus!"



DONNERSTAG:

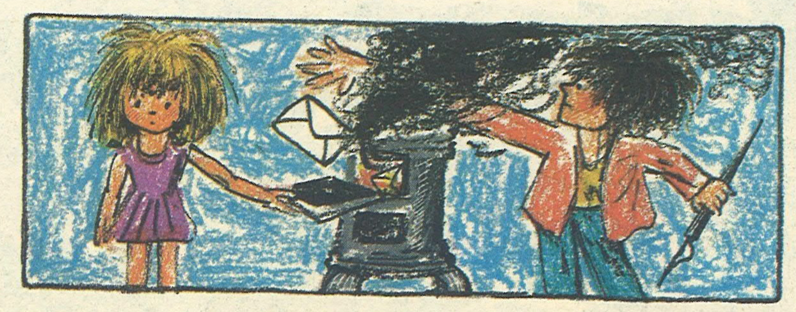
Die Weiber in der Klasse sind doof, vor allem Susen. Der schreibe ich keinen Brief mehr. Erst fand ich sie ja ganz schau, es kribbelte richtig im Magen, wenn ich sie sah. Und abends konnte ich nicht einschlafen, nur weil sie mir laufend durch den Kopf geisterte. Gestern abend, als ich wieder an Susen dachte, habe ich ihr einen Brief geschrieben.
Den Brief schmuggelte ich ihr heute in der 3. Pause in die Federmappe. In der 4. verdrückte ich mich schnell, ich war schon rot geworden, als sie mich nur ansah.
Als ich zum Unterrichtsbeginn gespannt in die Klasse kam, war großes Hallo. Ich wollte gerade einstimmen, da sah ich, daß mein Brief an die Tafel geschrieben stand. Irgendeiner hatte mit roter Kreide drinherum geschmiert und darunter geschrieben:
„Ja, wär' das Briefeschreiben ‚Sport',
dann stimmte sicher jedes Wort."

FREITAG:

Hatte letzte Nacht einen fürchterlichen Traum: Meine Mutti und mein Trainer wuschen zusammen meine Strümpfe und lasen dabei meinen Brief an Susen, der vergrößert zu einem riesigen Transparent auf der Wäscheleine hing. Sie lachten und lachten. Jedesmal, wenn sie mit einer nassen Socke nach einem Rechtschreibfehler warfen, riefen sie: „Im Durchschnitt ist er gut, doch was nutzt eine Eins im Sport, wenn jedes ist ein Fehlerwort, da läuft ihm jede Freundin fort, im Durchschnitt ist er gut."
Dann erschien plötzlich (also so etwas passiert wirklich nur im Traum!) eine menschengroße Vier, die sich im Weitsprung versuchte. Beim kleinsten Hopser fiel sie der Länge nach auf den Rücken. Ich erklärte ihr die Weitsprungtechnik, einmal, zehnmal – zum Verrücktwerden: sie kapierte einfach nichts. Sie gab sich keine Mühe, sondern schrie mich sogar an: „Ich bin die beste Vier in Mathe, was muß ich da noch die beste Vier im Weitsprung werden? Mir reicht wie ich bin! Überhaupt im Durchschnitt bin ich gut."
Als ich antworten wollte, wurde ich wach. Nun überlege ich schon den ganzen Tag, wie die Antwort war, die ich im Traum schon auf der Zunge hatte ...

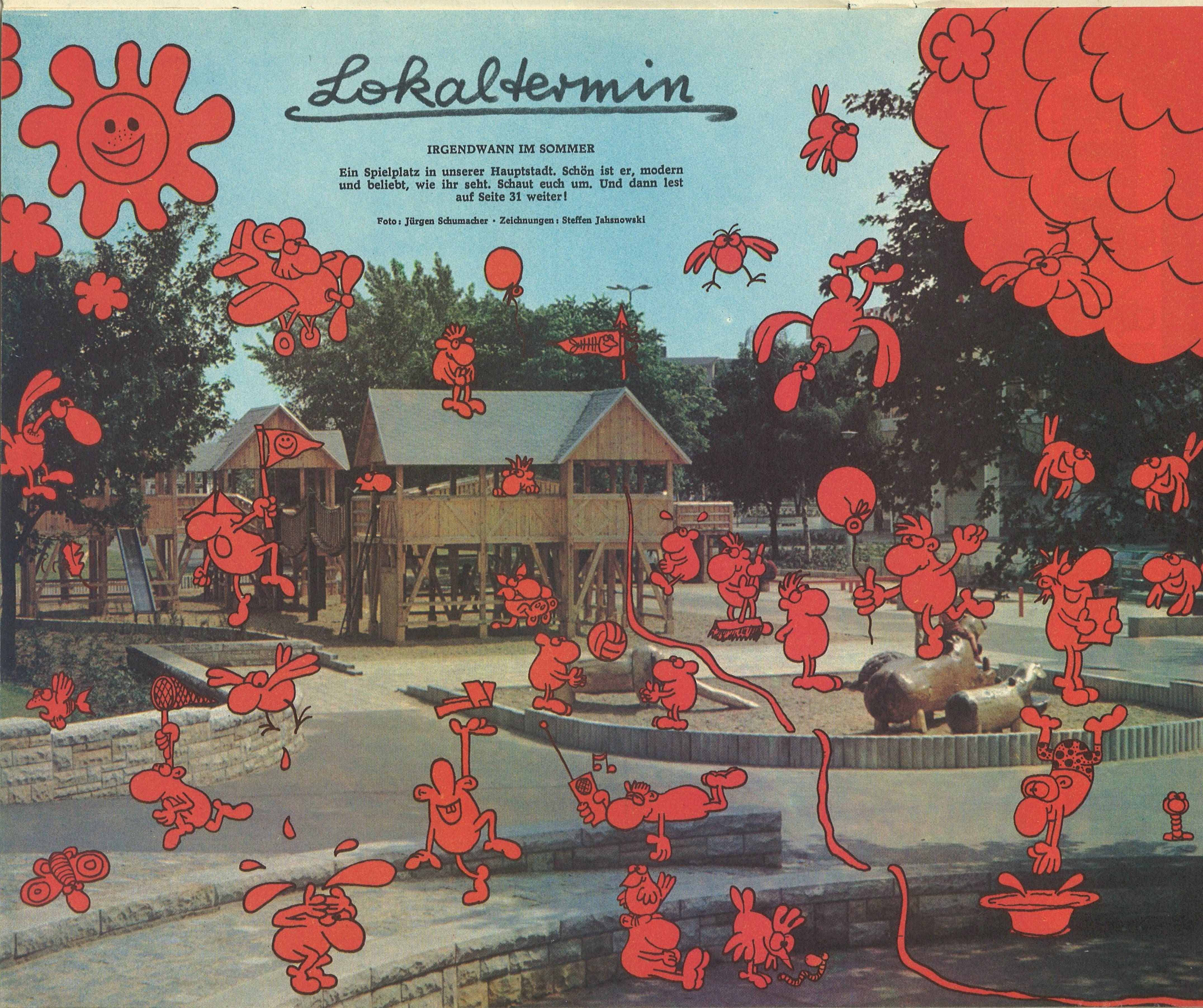
Mit einem Bein
steh ich in
Schlauenhain
und mit dem
andren, ach,
steck ich in
Dummersbach.

Walter Petri, „Humbug ist eine Bahnstation", Kinderbuchverlag Berlin 1978



Der Peter ist verknallt in Susen,
ihr steckt er immer Briefe zu.
Sie läßt damit den Ofen rußen,
weil darin steht:
„In mein Hertz rußt nur du!"

Text: Reinhard Gundelach
Zeichnungen: Gösta Lerch



Lokaltermin

IRGENDWANN IM SOMMER

Ein Spielplatz in unserer Hauptstadt. Schön ist er, modern und beliebt, wie ihr seht. Schaut euch um. Und dann lest **auf Seite 31 weiter!**

Foto: Jürgen Schumacher · Zeichnungen: Steffen Jahsnowski

Inselexpedition





Sie bedecken nur eine Fläche von 991,6 km^2 – die Inseln Rügen und Hiddensee im Norden der Republik.
Klein – aber oho! Denn groß sind die Erlebnisse, die kleine und große Expeditionsteilnehmer mit nach Hause nehmen.
Insel(aus)blicke – jeder sieht sie mit anderen Augen.
Die FRÖSI-Kamera sah sie so.
Und vielleicht sind auch ein paar „Blicke" darunter, die anregen, ein Expeditionsziel auf Rügen oder Hiddensee aufs Korn zu nehmen.

Ganz oben

... ist Frau Hoerenz. Ganz genau 96 Meter über dem Meeresspiegel. Einhundertvier Stufen muß sie steigen, um an ihren Arbeitsplatz, das Leuchtfeuer Dornbusch auf der Insel Hiddensee, zu gelangen. Gemeinsam mit ihrem Mann betreut sie schon viele Jahre lang diesen Leuchtturm, der mit seinem Licht den Schiffen auf der Ostsee zwischen Darßer Ort und Kap Arkona sicher den Weg weist.
Spiegel putzen – das ist so ziemlich die einzige Arbeit, die aus der Zeit des alten Leuchtturmwärters geblieben ist. Die Leuchtturmwärter von heute sind Leuchtfeuermaschinisten, die in der Lage sind, die Technik moderner Leuchtfeuer zu bedienen und zu warten. Na dann – gut Licht! (Foto 1)

Der Leuchtturm auf Hiddensee (Foto 2)

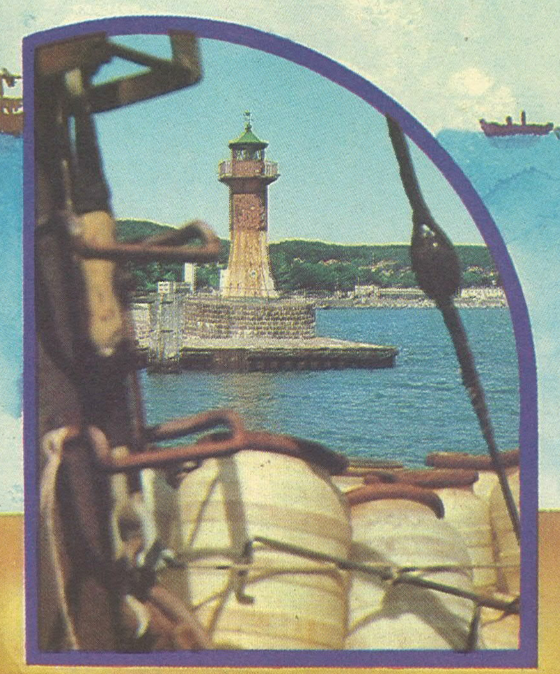
„Ein Heringsjäger"

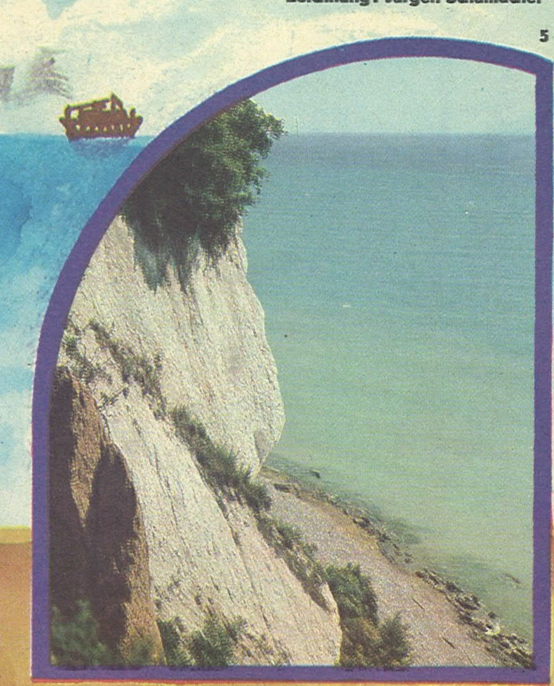
... allererster Güte ist Kapitän Martin Weinreich. Wenn er mit seinem „Eishai" vom VEB Fischfang Saßnitz in den Fischgründen der Ost- und Nordsee unterwegs ist, haben die Fische keine Chance! Na ja, ein bißchen Seemannsgarn ist schon dabei. Aber eine „Nase" für den Fisch hat der Kapitän Martin Weinreich. 1957 begann er in Saßnitz mit der Matrosenlehre, 1978 stieg er das erste Mal als Kapitän auf einen „Dampfer".
Von der Pike auf hat er sein Handwerk gelernt und in 24 Jahren so manchem Matrosenlehrling das „Laufen" an Bord beigebracht. Dreimal war er Aktivist und hat eine dufte Truppe an Bord, seine Mannschaft, ohne die nicht mal eine Sprotte zu fangen wäre. Sein Hobby: Angeln! Der Fischer läßt das Fischen nicht! Guten Fang und – allzeit gute Fahrt! (Foto 3)

Die Saßnitzer Hafenmole (Foto 4)

Die Steilküste bei Saßnitz (Foto 5)

Zeichnung: Jürgen Schumacher





ZUM LETZTEN MAL

Text: W. Lepilow, Übersetzung aus „Pionierskaja Prawda" von Dagmar Regener, Zeichnung: Hans Betcke



Nach der Zerschlagung der Revolution von 1848 in Frankreich und Deutschland waren die großen proletarischen Revolutionäre Karl Marx und Friedrich Engels gezwungen, nach London zu gehen. Die Familie von Karl Marx befand sich in einer sehr schweren Lage. Da beschloß Friedrich Engels, nach Manchester in die Textilfabrik zurückzukehren, in der er früher arbeitete, um der Familie von Karl Marx helfen zu können.
Mehrere Male war die jüngste Tochter von Karl Marx, Eleanor, die liebevoll „Tussy" genannt wurde, längere Zeit bei Friedrich Engels zu Besuch. Die Erzählung von W. Lepilow umfaßt jene Zeit, als die Tätigkeit von Engels in der Fabrik in Manchester zu Ende ging und er sich darauf vorbereitete, nach London zurückzukehren, um in der Nähe seines großen Freundes zu leben und zu arbeiten.

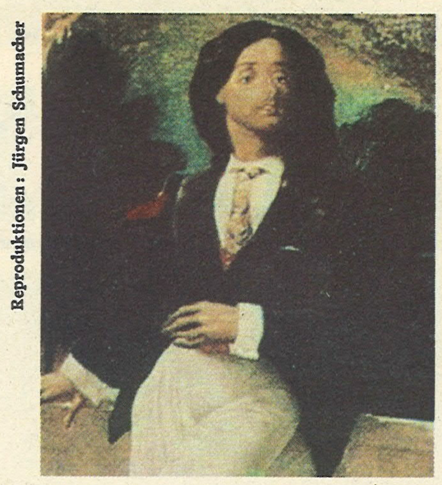
●

Am 30. Juni 1869 erwachte Eleanor durch einen triumphierenden Ausruf von Engels: „Zum letzten Mal!" „Zum letzten Mal", sang Engels beim Waschen. „Zum letzten Mal!" sang Engels, als er sich an den Frühstückstisch setzte. „Zum letzten Mal!" sang Engels, als er die Schuhe anzog, um ins Kontor zu gehen.
Nach einigen Stunden rief Laura nach Eleanor, sie gingen zur Fabrik und setzten sich ans Tor, um auf Engels zu warten. Er ging über ein kleines Feld, sang und schwang seinen Spazierstock im Takt des Liedes in der Luft.
„Hurra! Ich bin ein freier Mann!" rief Engels, als sie das Haus erreicht hatten und umarmte Laura und Eleanor. Dann gingen sie alle ins Haus und setzten sich an den festlich gedeckten Tisch.
Am nächsten Morgen schlug Engels Eleanor vor, einen langen Spaziergang durch die Felder zu machen. Natürlich stimmte sie mit Freuden zu. Wieder sang Engels, schwenkte seinen Stock und sprang über Sträucher.
„Onkel Frederik", fragte Eleanor ihn, „ging es dir denn bis jetzt schlecht? Du bist doch immer so fröhlich zur Arbeit gegangen? Ich dachte, daß es dir Freude macht, im Kontor zu sitzen."
„Hahaha", lachte Engels, „sieh mal an, sie dachte! Weißt du, Tussy, ich habe mich nach nichts so sehr gesehnt, als von dieser schrecklichen Kaufmannstätigkeit erlöst zu werden, denn sie bedrückte mich und verschlang meine ganze Zeit. Nur ab und zu konnte ich wissenschaftlich arbeiten. Und was das betrifft, daß ich fröhlich zur Arbeit ging, so lag es an folgendem: Wenn ich schon gezwungen war, in diesem verhaßten Kontor ganze zwanzig Jahre zu arbeiten, dann wollte ich diese Tätigkeit auch gewissenhaft verrichten."
„Weshalb warst du verpflichtet, in diesem Kontor zu arbeiten? Und warum gerade zwanzig Jahre?"
„Das war in dem Vertrag festgelegt, den ich bei den Besitzern der Fabrik in Manchester unterschrieben hatte."
„Warum hast du ihn denn unterschrieben?" „Hm!" Erstaunt sah Engels Tussy an und lächelte. „Erstens mußte ich mich und meine Familie ernähren. Zweitens wollte ich Mohr helfen und ihn von einer so ‚lieben' Kaufmannsarbeit befreien, damit er seine Arbeit am ‚Kapital' beenden konnte, dieses Buch, das man den Arbeitern bis zu Beginn der neuen Revolution unbedingt geben mußte. Das schnell zu schaffen konnte nur einer – Mohr. Außerdem war ich auch als Freund verpflichtet, Mohr zu helfen. Als ich im Herbst 1848, um der Verhaftung zu entgehen, Deutschland verließ, kam ich ohne Paß und ohne Geld ins Ausland. Damals ließ mich Marx nicht im Stich, er ließ mich nicht verhungern. Er schickte mir einen Paß und genug Geld, damit ich in der Schweiz leben konnte. Weiterhin sorgte Marx dafür, daß ich Redakteur der ‚Neuen Rheinischen Zeitung' bleiben konnte, obwohl die Behörden von ihm verlangten, daß ich nicht mehr als Redakteur arbeiten sollte. Er brachte meine Berichte ohne Verzögerung in der Zeitung unter. Nun sage selbst, konnte ich Mohr da im Elend lassen, ohne Hilfe meinerseits, als er nach der Zerschlagung der Revolution im Jahre 1849 zuerst aus Deutschland, dann auch aus Frankreich vertrieben wurde und sich in London mit seiner Familie in einer schweren Lage befand? Außerdem weiß man noch nicht, wie sich die Ereignisse in der bevorstehenden Revolution entwickeln werden. Die Rollen können sich ändern. Auch ich kann wieder in Not kommen, und dann wird Mohr mir wieder helfen, wenn er dafür nur die geringste Möglichkeit hat."
Tussy hörte Friedrich Engels mit Interesse zu. Natürlich konnte sie noch nicht die ganze Größe jenes Opfers verstehen, das Engels im Namen der Freundschaft gebracht hatte. Sie begriff das alles erst viel später.
Am 28. November 1890 wurde Friedrich Engels 70 Jahre alt. Die österreichischen Sozialisten baten Eleanor Marx-Aveling (so hieß Eleanor nach ihrer Heirat) in jenen Tagen, für die Leser des „Sozialdemokratischen Monatsheftes" einen Artikel über Engels zu schreiben. Mit Freuden erfüllte sie die Bitte und schrieb einen sehr interessanten Beitrag über den General der proletarischen Partei. In diesem Artikel erzählte sie u. a. auch über den letzten Tag der mühevollen Arbeit von Friedrich Engels im Kontor und seine Freude im Zusammenhang mit der Befreiung von der „Hunde"-Kaufmannstätigkeit. Dann fügte sie hinzu: „Ich war damals noch zu jung, um das alles zu verstehen. Aber heute kann ich mich daran nicht ohne Tränen erinnern."

Bis der Vorhang fällt

Zum Bild des Monats

Reproduktionen: Jürgen Schumacher



„Bildnis eines sizilianischen Großgrundbesitzers mit Marionetten" (Ausschnitt)



„Hirte aus Militello" (Ausschnitt)

So manches Wunschtraum: Auf einer Bühne stehen, eine Rolle spielen, eine gute Figur machen, den Beifall der Menge genießen.

Aber wer da eine Rolle spielt, von dem erwartet man, daß er handelt. Handeln kommt zuerst von Hand: mit den Händen etwas bewirken. Der da vor uns auf der Bühne steht, mitten im Blickpunkt, blasiert hingeflegelt, hat noch nie mit seinen Händen etwas bewirkt, was heißen soll: gearbeitet. Schmale, feingliedrige, ringgeschmückte Finger, die möglicherweise Dinge bewegen im Umfang von Goldfüllern und Weingläsern und Geldscheinen und Reitgerten und Brocken, die er seinem Hund und seinen Untertanen zuwirft. Wenn er in Laune dazu ist.

Der Hund, ihm sehr ähnlich, beweist es: Der ist überzüchtet. Windhund und Windbeutel. Und wirkt schon wieder unästhetisch: Das weibische Becken, die gekünstelte Mähne, das im Grunde leere Gesicht, nur ausgefüllt von dem Bewußtsein der eigenen Schönheit und Bedeutendheit. Das allerdings ist enorm. Ein Playboy reinsten Wassers, ein Luxusmännchen. Auch auf der Brüstung neben ihm Hohlköpfe in verschiedener Anordnung.

Das Merkwürdige, Befremdliche: Der Vorraum, das Proszenium, tiefrot ausgeschlagen, dort hängen Marionetten wie in einer Gerümpelkammer. Figuren, nicht durch sich selbst beweglich, die aber die seltsamsten Bewegungen ausführen, die man ihnen bestimmt, die alles willfährig mitmachen, was man von ihnen verlangt. Büttel. Sehr kriegerisch allesamt, dazu merkwürdig unwesenhaft: Beine und Bäuche und Köpfe, die zuhacken und zustoßen und zuspießen, erinnernd an Visionen eines Hieronymus Bosch oder eines Mathias Grünewald. Alle Puppen tanzen lassen. Die Fäden in der Hand haben. Neue Verbindung knüpfen. Die Finger dazwischen haben. Jemanden zappeln lassen oder in der Versenkung verschwinden. Weil man die Macht dazu hat.

Als Kulisse dient die Welt: Eine erregend übersteigerte Landschaft von eigentümlicher Schönheit, steile Bergstürze, wie in aufgebrochener Muschelschale die Perle einer Stadt, Pfade übers Gebirge hin, von Menschenhänden gepflanzte steilschwarze Zypressen.

Vor solchem Hintergrund spielt sich das ab. Was denn? Ein Drama vielleicht? Ein Puppenspiel? Möglicherweise der letzte Akt einer Tragödie?

Fast scheint es, als sei das Publikum schon gegangen, was heißt: zur Tagesordnung übergegangen, als habe dieser fotogen posierende Akteur seinen Abtritt verpaßt, der doch so wunderbar in das Gerümpel paßt, das er um sich angehäuft hat. Im Grunde, auch wenn er viel zu eitel ist, um das wahrzuhaben, steht er allein, wirkt er wie von vorgestern, vergessen wie der marmorne Putto oder der alabasterne Hund, und der Vorhang fällt bald über ein Schauspiel, das uns nicht gefallen kann, weil es ein Zurschaustellen einer abgetakelten Gesellschaft ist, einer morbiden, verstaubten, blutigroten. Mottentheater.

Bildnis eines sizilianischen Großgrundbesitzers. Was hat es für einen Grund, daß er Grund besitzt? Der Maler macht deutlich: Der hat nichts dafür getan, ist nicht besonders klug oder besonders arbeitsam. Nicht einmal besonders erfolgreich. Der kann es sich einfach leisten, mit lässigem Schwung seiner überzüchteten Hände hinauszuwerfen, mit vollen Händen zu verschleudern, was er nicht erarbeitet hat. Wenn wir Sizilien hören, denken wir an den Ätna und an die Mafia und vielleicht daran, daß dort, in dem reichen fruchtbaren Gebiet, die ärmsten Bauern und Fischer Europas leben. Nun wissen wir: also auch reiche Nichtsnutze, die aber nicht bereit sind, ihren Reichtum zu teilen oder ihn sinnvoll für alle anzuwenden. Plötzlich, indem wir ihn nochmals betrachten, kommt es uns vor, als habe er Flügel, die schwarzen Fittiche eines gefallenen Engels, eines Teufels also. Nur eine Vision, eine Augenblickserscheinung, hervorgerufen durch die dunklen Bäume im Hintergrund, die sich aber hartnäckig immer wieder einstellt, nun, wo wir sie einmal gehabt haben.

Ein Bildnis. Der Maler Werner Tübke hat diesen Mann gemalt in der Technik und mit der Sorgfalt italienischer Renaissancekünstler. Die Widersprüche, die sich auftun: zwischen diesem Mann und uns, zwischen Gegenwärtigem und Überlebtem, zwischen Wirklichkeit und Schein, zwischen dem unscheinbaren Einzelnen und dem Pomp, den er braucht, um seine Macht zu erhalten, zwischen Weiß und Schwarz und Rot – all diese Widersprüche regen uns an, unser Urteil über den Abgebildeten zu fällen. Hinzu kommt das, was wir schon wissen oder was uns andere Künstler mitteilen, Renato Guttuso zum Beispiel mit seinem verwundeten sizilianischen Schwefelarbeiter oder seinen besitznehmenden Bauern oder anderen prächtigen Volksgestalten.

So stellten wir fest, und wir finden kaum Bedauern dabei, obwohl uns das Bild gefällt: Dieser Mann, dieser sizilianische Großgrundbesitzer, hat verspielt. Das ist die Wahrheit, die sich offenbart in einem Werk des sozialistischen Realismus.

Bernd Wolff

Abends in der Brikettfabrik

Grauer Qualm zerflattert jagend,
viele weiße Lichter locken.
Rote spitze Kerzen spießen
Löcher in die Nebelhocken.
Dunkler Rauch quillt aus den Schloten,
polternd füllen sich die Wagen.
Schwarzes Gold kommt aus den Pressen,
dicht an Schienen Birken ragen.
Helfe Wagen ausrangieren,
schwer ist Arbeit in der Kohle;
was wir schaffen, ist nun unser,
schützen, daß es niemand hole.
„Früher schlug auch hier die Peitsche",
sagt ein alter Kohlekumpel.



Walter Bloch, Zirkel schreibender Arbeiter   Zeichnung: Monika Schumacher

Wenn ihr diese Seite in die Hand bekommt, müßten die Vorbereitungen zum Pioniergeburtstag eigentlich schon auf vollen Touren laufen.
Für alle Pioniere, die noch kleine Anregungen suchen, für die, die noch nicht so recht in Schwung gekommen sind, aber vor allem für jene, denen gerade immer im falschen Moment die Ideen davonrennen, unser „Frösi-Pioniergeburtstagsfeier-ABC".
Der Möglichkeiten gibt es viele, den Pioniergeburtstag zu feiern. Wollt ihr als Pioniergruppe zusammen sein? Oder wird es gar ein Pioniergeburtstagsfest für die gesamte Schule? Dementsprechend muß geplant werden.
In unserem „Frösi-Pioniergeburtstagsfeier-ABC" wollen wir mit vielen Tips und Ideen Hinweise zur Gestaltung und Programmführung geben.

FRÖSI'S – Pioniergeburtstagsfeier – ABC



Ausgestaltung: Ob Klassenraum, Schulflur oder Turnhalle, eurer Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Bastelt Girlanden, fertigt Zeichnungen und Plakate (mit Klammern an einer Wäscheleine befestigen, so bleiben die Wände verschont). Malt Tischkarten, schneidet Tischdeckchen aus Buntpapier.

Basar: Ob Kuchen- oder Schmalzschrippenbasar, Spielzeug- oder Buchbasar, ein Basar läßt sich auch zum Pioniergeburtstag organisieren.

Chor: Jede Klasse ein Chor! Wenn jede Klasse nur ein Lied singt, so habt ihr in kurzer Zeit den herrlichsten Singewettstreit.

Disco: Sie darf natürlich nicht fehlen. Kürt die besten Tänzer, denkt euch für die Tanzpausen DDR-Expeditions-Quizfragen aus.

Etagenfest: Das lohnt sich nur, wenn alle Klassen mitmachen. Jede Klasse müßte ihren Raum unter einem Thema ausgestalten, z. B. Teestube, Bastelraum, Expeditionsstab, Knobelzimmer, Märchenstube, MMM-Miniausstellung, Lieblingsspielzeugsaal, Mode-Boutique. Im Flur können Basarstände aufgebaut werden.

Freundschaftsrat: Er koordiniert alle Aktivitäten der Gruppen. Sicher helfen auch die Pionierleiter und die Patenbrigade, wenn ihr sie um Unterstützung bittet.

Gäste: Eine Geburtstagsfeier macht erst richtig Spaß, wenn Gäste dabei sind. Ladet eure Lehrer, Kollegen aus der Patenbrigade, Veteranen und Mitglieder des Elternaktivs oder Elternbeirates ein. Sie machen sicher mit.

Heiterkeit: Läßt sich schlecht organisieren. Aber trotzdem, wenn jeder einen lustigen Vers, einen Witz oder ein Liedchen auf Lager hat, so ergibt ein Lacher den anderen.

Ideen und Einfälle muß man schon haben, wenn keine Langeweile aufkommen soll. Kramt in den Erinnerungen ans Kinderferienlager, fragt Eltern und Geschwister, und ihr werdet staunen, wie alle zum Mitmachen angeregt werden.

Journale: Legt die besten Gruppenbücher aus. Sicher findet jeder Anregungen, wie das eigene Gruppenleben interessanter und lustiger gestaltet werden kann.

Kulturwettstreit: Jede Pioniergruppe kann etwas aus ihrem Kulturprogramm in einer Flurecke, die zur Bühne erklärt wurde, aufführen.

Literatur: Ohne großen Aufwand läßt sich eine Buchecke aufbauen, wenn jeder sein Lieblingsbuch mitbringt. Sicher findet sich auch Gelegenheit darüber miteinander zu sprechen.

Miniaustellung: Jeder Steckenpferdreiter (ob auf Briefmarke, Streichholzetikett oder Poster usw.), Hobbymodellbauer und Kakteenzüchter erklärt sich bereit, in einer ruhigen Ecke seine „Schätze" allen Interessenten zu zeigen.

Nörgelfritzen gebt ihr am besten eine Aufgabe, damit sie merken, daß die Vorbereitung einer Feier auch Arbeit macht.

Orientierungsschilder sind bei einer Etagenfeier unbedingt notwendig. Jeder soll ja erfahren, wo was stattfindet.

Puzzle: Ein Plakat wird zerschnitten, und jeder kann für 5 oder 10 Pfennig einen Puzzleschnipsel kaufen (fürs Solidaritätskonto). Auf einer Magnettafel kann das Puzzle mit Hilfe kleiner Magneten wieder zusammengesetzt werden. Vorsorglich sollten weitere Plakate bereitliegen!

Quiz: Frage- und Antwortspiele, Rätsel aller Art findet ihr in vielen Büchern. Am besten, ihr blättert mal in der Trommel, in FRÖSI, technikus oder in der ABC-Zeitung.

Reihenfolge: Sie sollte unbedingt bei der Programmgestaltung feststehen. Es klingt nicht gut, wenn zwei, drei Klassen zum gleichen Zeitpunkt verschiedene Lieder singen.

Stationskarten sollte bei einer Schulfeier jeder Pionier erhalten, damit er überall einmal dran kommt, vor allem damit sich nicht die Stärksten in einem Raum, z. B. im Spielzeugraum, von Anfang bis Ende festsetzen.

Tausend Tips zur Feiergestaltung findet ihr in Büchern, z. B. „Spiele mit – Rate mit" und „Junge Leute feiern Feste" (beide Verlag Neues Leben, Berlin) und natürlich in alten „Frösi"-Heften.

Umbau bzw. Aufbau: Versucht hierbei mit den vorhandenen Tischen und Stühlen auszukommen. Eine Raumskizze erspart unnützes Hin- und Herräumen.

Vorbereitung: Hier muß schon eindeutig festgelegt sein, wer wofür verantwortlich ist. Der Freundschafts- bzw. der Gruppenrat muß die Organisation fest in den Händen halten.

X ist eine Unbekannte, welche zum Pioniergeburtstag sicher nur in Spaß und Spiel sehr gern gesehen wird.

Ypsilon: Hier einige sportliche Wettbewerbstips: Expanderziehen, Impanderdrücken, Rumpftiefbeugen vom Stuhl, 4-Mann-Tauziehen, Kniebeugen, Liegestütz.

Zeichenwettbewerb: Der sollte schon vorher ausgeschrieben sein. Zur Feier werden alle Bilder auf eine Wäscheleine in den Flur gehängt. Jeder Pionier kann 6 Punkte verteilen (3, 2, 1). Die Zeichnungen mit den meisten Punkten erhalten einen Ehrenplatz in der Schule.

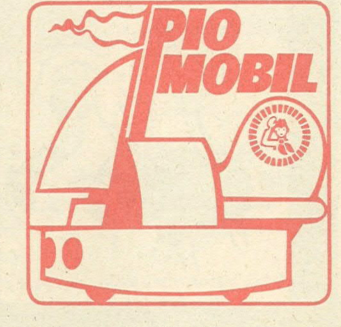


Text: Reinhard Gundelach
Zeichnungen: Heidi Fritzsche

Achtung! Achtung! Achtung! Achtung! Achtung! Achtung! Achtung!

Aktion „PIO-MOBIL" – „Frösi" ist dabei!

Wir suchen die besten Ideen zur Gestaltung von Pioniernachmittagen! Schreibt uns, wie in eurer Pioniergruppe interessante und abwechslungsreiche Pioniernachmittage durchgeführt werden und was eure Pioniergruppe ansonsten gemeinsam in der Freizeit unternimmt. Alle Pioniergruppen können sich an diesem Wettbewerb beteiligen!







SCHÄTZE MAL

„Frösi" stellt dir hier und heute erneut Schätzaufgaben.
Teste deinen Grips! Die Buchstaben der richtigen Antworten ergeben, hintereinander gelesen, zwei Lösungsworte.
Diese schreibe bitte auf eine Postkarte und schicke sie an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.
Einsendeschluß: 31. Dezember 1981, 0.00 Uhr, Kennwort: Schätze mal.
Aus den richtigen Einsendungen werden 1982 Preisträger ausgelost. Du siehst, auch bei uns gilt:
Für gute Arbeit – guter Lohn!

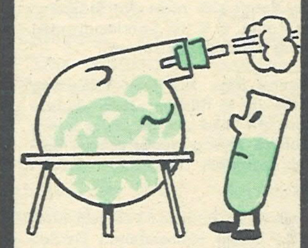
Wie viele allgemeinbildende polytechnische Oberschulen gibt es in unserer Republik?

G 5 900
H 4 200



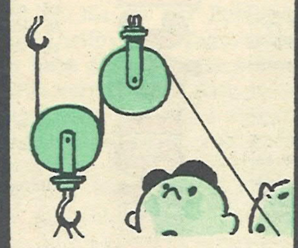
Über Unterrichtsmittel in welchem Wert verfügt jede Schule in unserer Republik durchschnittlich?

U 250 000 Mark
V 310 000 Mark



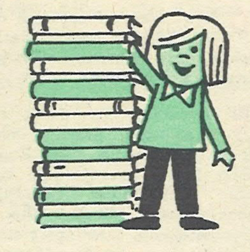
Aus 30 000 t Schrott kann für wieviel Neubauwohnungen Stahl geschmolzen werden?

S 50 000
T 80 000



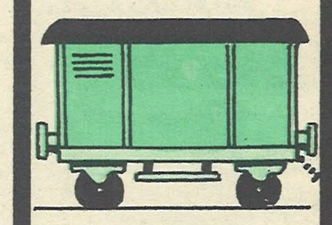
Schüler lesen gern. In ihrer Freizeit besuchen sie oft Kinder- und Jugendbibliotheken. Was meint ihr, wieviel Prozent regelmäßige Leser in Bibliotheken sind?

D 90 Prozent
E 75 Prozent



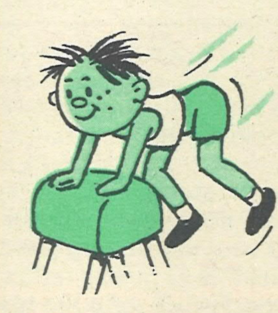
460 Eisenbahnwaggons wären nötig, um alle Bücher, die für den Unterricht dieses Schuljahres ausgeliefert wurden, zu transportieren. Wie viele Bücher sind das?

A 19 Millionen
B 28 Millionen



Wie viele Schulsporthallen sollen im Zeitraum des Fünfjahrplanes 1981–1985 in unserer Republik neu gebaut werden?

H 1 000
I 750



Was meint ihr, wie viele Kinder regelmäßig an der Schulspeisung teilnehmen?

K 60 Prozent
L 80 Prozent



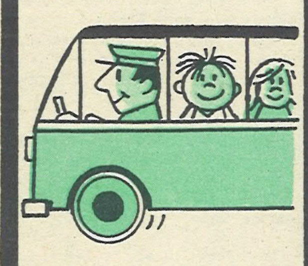
Trinkt ihr regelmäßig Milch in der Schule? Schätzt mal, wie viele das mit euch gemeinsam machen?

A 66 Prozent
B 92 Prozent



Schüler haben auch gern Ferien. Wieviel Prozent aller Schüler nahmen an der Feriengestaltung im letzten Winter teil?

N 65 Prozent
D 55 Prozent



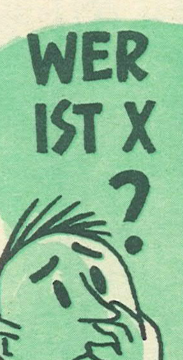
33 600 Erzieher betreuen in den Schulhorten die Kinder der 1. bis 4. Klasse. Wie viele Schüler nutzen den Schulhort?

Y 496 000
Z 627 000



SAG ES VORHER...

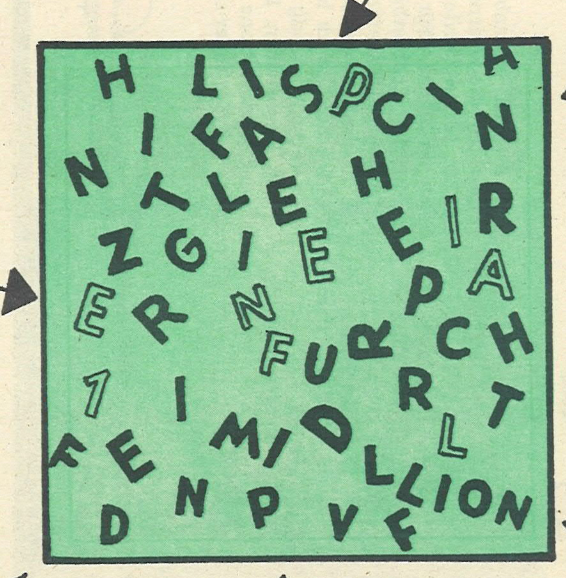
Erst dann ziehe von jedem Pfeil eine gerade Linie bis in das Buchstabenquadrat, so werden einzelne Buchstaben zur Auflösung.



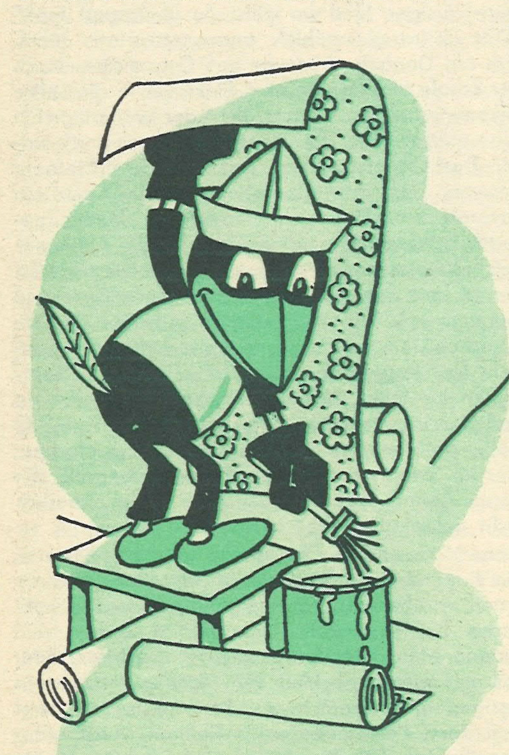
Seine Rohstoffe sind vor allem Sand, Soda und Pottasche. Es wurde schon 3000 vor unserer Zeitrechnung hergestellt. Den alten Römern war es ebenfalls gut bekannt.
Es gehört zu den Werkstoffen, die oft noch nicht ausreichend geachtet werden, selbst als Bruch ist es kein Bruch ... sondern noch nützlich.



Würde kein Altpapier gesammelt, müßten jährlich noch weitere 130 km² Wald zur Zellulosegewinnung geschlagen werden. Das entspricht einem 500 m breiten Streifen von Berlin bis Potsdam oder Halle oder Erfurt?



Altpapiersammeln hilft grüne, lebende Bäume retten. Ein hundertjähriger Baum produziert täglich 600 Liter Sauerstoff, ein mittelgroßer Baum deckt den Sauerstoffbedarf von wieviel Menschen?



Aus Altpapier wird auch das Rohpapier für Tapeten hergestellt. Wieviel Tonnen Altpapier sind für 55 000 m², also für ungefähr 1 000 Zimmer notwendig?
Eine, zwei oder drei?

1 000 Tonnen Stahlschrott ersetzen rund 2 000 Tonnen Importerz und sparen ungefähr 500 Tonnen Importkoks. Wieviel Viertel des Rohstoffbedarfs unserer Stahlwerke werden aus dem Schrottaufkommen gedeckt?



Schätzt mal ...
2 000 Tonnen Reißfasern aus Alttextilien sind zwei Millionen Kilogramm. Wenn nur jeder Schüler zwei kg sammelt, kann man Fußbodenbelag für ungefähr 63 000 Zimmer herstellen.
Rechnet mal – wieviel Quadratmeter sind das? 100 000 m²? 1 Milliarde? 1 Million?

Zeichnungen: Otto Sperling

MÜTTER

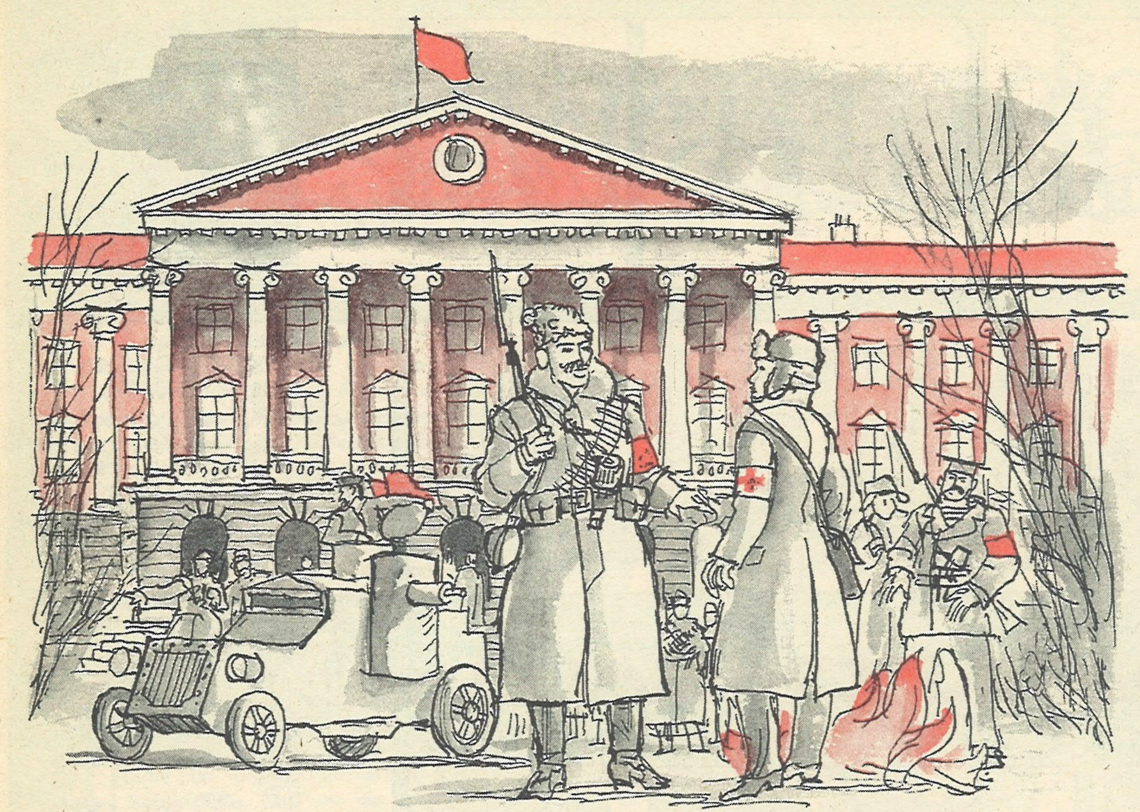
GERDA WEINERT

Ich habe eine neugierige Zunge. Das scheint angeboren.
Als Kind drängte es mich einst, meine Mutter aufzuklären über den Geschmack der Lindenblattknospen, der Samenansätze des Täschelkrautes, der Müllerkirschen, der Robinienblüten ...
Da klitschte mir plötzlich der nasse Wischlappen um die Ohren.
Zum Heulen kam ich nicht. Hatte mit Staunen zu tun. Mutter grollte nicht, sondern erhob ein bißchen den Zeigefinger, bekam unglaublich traurige Augen und erzählte mir von einem Jungen. Der habe Robert geheißen und so viele unreife Beeren gegessen, daß er starb.
Eigentlich war das ein unpassender Vergleich. Ich kostete ja immer nur. Weil ich aber Wischlappen im Gesicht nicht gern hatte, und Mutter nicht noch einmal um den armen Robert trauern sollte, schwieg ich und ließ sie auch fortan über all meine außermahlzeitlichen Geschmackserlebnisse im unklaren.
Mit der Zeit, und ohne es selbst recht zu bemerken, verließ mich dieser gefährliche Forscherdrang.
Aber Neues macht neue Neugier. Und die kam mir im Sowjetland mitten zwischen südländischen Gewächsen. Unverzüglich langte ich in den erstbesten Feigenbaum. Am lieblichsten schmeckten die überreifen, leicht geplatzten Früchte. Ich knabberte Lorbeerlaub und Eukalyptusblätter. Für die karminroten Bommeln der Erdbeerbäume war wohl die Erntezeit noch nicht heran. Sie erinnerten an rohe Kohlrabi. Von einem hohen, stachligen Busch schüttelte ich leuchtend gelbe Kügelchen. Schale: samtig und stabil wie das Fell von Tennisbällen. Duft: beinahe blumig. Wie Quitte mit Zitrone oder umgekehrt. Geschmack: hyper-super-sauer.
Kurz darauf fand ich unter einem herrlichen Durcheinander von Bäumen und Sträuchern zwei sonderbare, faustgroße Früchte. Rundherum voller grüner Noppen. Die Fremdlinge rochen nach Kalmus. Ob sie auch so schmeckten, wollte ich später ergründen. Zunächst sollten sie und die tückischen kleinen Essigbällchen eine Weile meinen Vitaminteller malerisch bereichern. Eine von den bereits am Baum gedörrten Akazienschoten komplettierte das Stilleben noch.
Als ich nach Stunden wieder das Hotelzimmer betrat, waren meine schönen neuen Dekorationsstücke von den Weintrauben, Tomaten, Orangen, Nüssen und Birnen fortsortiert. Ich fand sie in der Blechbüchse zwischen den weißgemaserten Strandsteinen.
Die Etagenfrau, die gute Babuschka, war dagewesen.
Vor der Abreise wünschte sie unserer ganzen Gruppe – wie's dort wohl üblich ist – Gesundheit und ein langes Leben. Mir gab sie noch einen besorgten Blick mit auf den Weg, wobei sie beinahe unmerklich und ganz kurz ihren kleinen, von Putzlauge geröteten Zeigefinger hob.
Und neben ihr, über dem Eimerrand, hing reglos der Wischlappen.

Zeichnung: Jürgen Schumacher

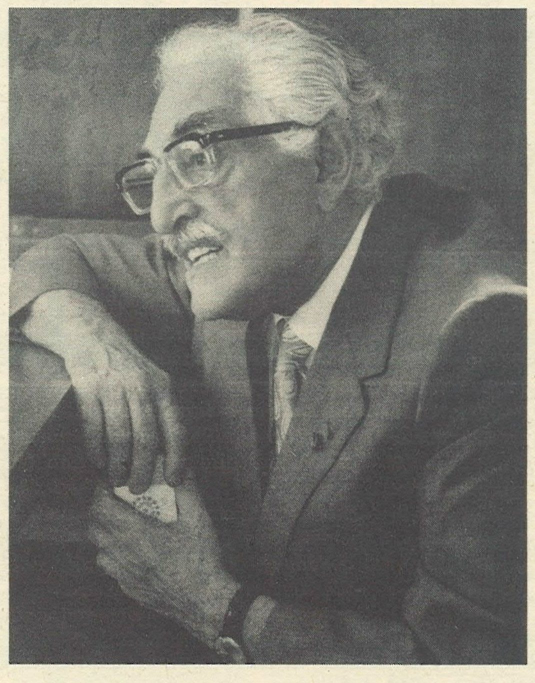
„He, du, komm mal her!" Einer der am Feuer sitzenden Soldaten mit den roten Armbinden erhob sich und winkte. Hans Mark zeigte fragend mit dem Finger auf sich: „Wer, ich?" „Ja, du!"
Der sechzehnjährige Junge ging zögernd zu dem Posten, der mit anderen Rotgardisten vor dem Smolny Wache stand, jenem zweigeschossigen, palastartigen Gebäude mit den Säulen an der Vorderfront, in dem die Führung des Petrograder Sowjets arbeitete.
„Was machst du hier, Bürschchen?" Der Soldat fragte nicht eben freundlich, aber auch keineswegs so, daß man unbedingt auf dem Absatz kehrtzumachen wünschte, weil einem das Herz in die Hose gerutscht war. „Hältst wohl Maulaffen feil und schaust zu, wie wir Geschichte machen, was?" Das klang bereits etwas versöhnlicher.
Inzwischen war Hans Mark nahe genug, so daß der Posten seine weiße Binde mit dem roten Kreuz am Oberarm erkennen konnte. Unschlüssig schob dieser die Pelzkappe in die Stirn und begann sich im Nacken zu kratzen. Was war denn das nun schon wieder? Rote Binden, das war klar, aber diese hier? Hoffentlich hat der Bengel nicht noch ein Schriftstück bei, dachte der Soldat sorgenvoll: Wie die meisten seiner russischen Landsleute konnte er nämlich weder lesen noch schreiben. Doch das sollte nun alles anders werden: Vor acht Monaten, im Februar 1917, hatten die Arbeiter und Soldaten den Zaren davongejagt. Und heute Nacht – die Nacht vom 6. auf den 7. November – waren in Petrograd endgültig klare politische Verhältnisse geschaffen worden: Die Revolutionäre hatten die bürgerliche Provisorische Regierung gestürzt. Die Staatsmacht war an das Militärkomitee des Petrograder Sowjets der Arbeiter- und Bauerndeputierten übergegangen. Und der Sowjet arbeitete im Smolny, vor dem nun auch dieser bärbeißige Rotgardist Wache schob.
„Wo kommst du her, Söhnchen? Du bist doch kein Hiesiger. Und wo willst du überhaupt hin?"
„Das ist rasch erzählt", antwortete Hans Mark. „Ich bin Deutscher, komme aus Ostpreußen. Nach der Schule bin ich zu einem Elektriker in die Lehre gekommen. Dann begann 1914 der Weltkrieg. Ein Jahr später hatte die zaristische Armee auch unser Dorf besetzt. Kurze Zeit danach richtete in unserem Dorf das Internationale Rote Kreuz ein Lazarett ein. Es wurden freiwillige Helfer gesucht. Das war für meinen Meister die Gelegenheit, mich loszuwerden. Ja, und im letzten Herbst bin ich mit dem Lazarett hierher nach Petrograd gekommen." Der Sechzehnjährige hörte auf zu sprechen, ihm war ein wenig die Luft ausgegangen. Der Rotgardist hatte Marks Rede mit Kopfnicken begleitet. Nach einer Weile bemerkte er, daß das aber wohl nur die halbe Antwort sei. Er wolle auch wissen, was er, Chans, ausgerechnet hier im Smolny suche. Zum II. Sowjetkongreß, der heute Abend tagen werde, wäre er ja sicherlich nicht delegiert. Dabei schmunzelte er.
Hans Mark und der Rotgardist sprangen beiseite. Ein hupendes Auto sauste in schneller Fahrt an ihnen vorüber. Auf dem Vorplatz herrschte hektische Betriebsamkeit. Unaufhörlich kamen und gingen Menschen, fuhren Autos und Motorräder vor und wieder ab. Auf dem Torweg ratterte ein riesiges elefantenfarbenes Panzerauto mit zwei vom Turm flatternden roten Fahnen. Auch unter den kahlen Bäumen stand eine dunkle Herde Panzerwagen mit bullernden Motoren. Der Wachposten bemerkte die neugierigen Blicke des kräftigen Jungen, und, auf die zu beiden Seiten des



DER ROTGARDIST

Torweges aufgestellten Maschinengewehre weisend, sagte er: „Soll ich dir mal was verraten? Lenin ist seit gestern Abend hier! Kennst du überhaupt Lenin?"
„Flüchtig", sagte Hans Mark. „Ich hörte ihn am 1. Mai auf einer Kundgebung sprechen. Ich habe jedoch kaum etwas verstanden. Der Platz war zu groß und seine Stimme war auch nicht sonderlich kräftig. Hinzu kam noch, daß es kein Mikrofon gab . . ."
Der Mann mit dem Gewehr legte sein Gesicht in freundliche Falten. „Mag sein, du Naseweis. Aber das kannst du mir ruhig glauben: Lenin ist der Klügste von allen. Ohne den hätten wir jetzt keine Revolution!" Er machte eine Pause. Dann wurde er wieder dienstlich: „Also, was willst du hier?"
Die Patienten aus dem Lazarett, wo er als Helfer arbeite, hätten ihn geschickt. Er soll in ihrem Auftrage fragen, wann denn endlich der Krieg vorbei sei. Sie wollten nach Hause.
Der Rotgardist schüttelte den Kopf. Das könnte er auch nicht sagen. Er dachte kurz nach, warf einen Seitenblick auf seine am Feuer sitzenden Kameraden. „Na, lauf schon", stieß er Hans Mark in die Seite. „Im Smolny wird man's vielleicht wissen."
Mit schnellen Schritten überquerte Hans Mark den Hof und stieg die wenigen Stufen am Eingang hinauf. Drinnen herrschte das gleiche geschäftige Treiben wie draußen. Völlig verwirrt griff er den erstbesten Vorübereilenden am Ärmel, doch dieser zeigte, noch ehe der Junge auch nur einen Satz sagen konnte, mit dem Finger hinüber zur Treppe, die zum Obergeschoß führte. Dann war der Mann auch schon verschwunden. Erst

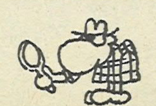


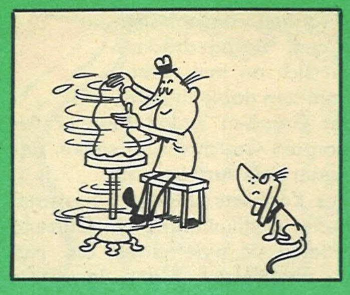
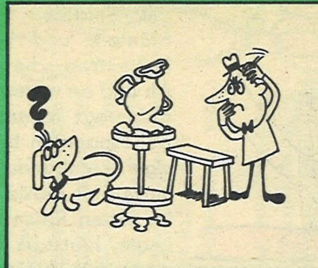
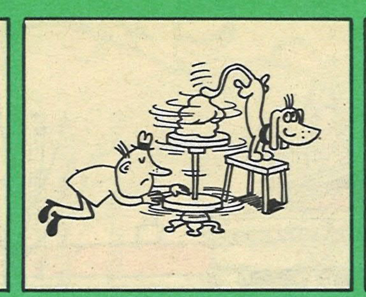
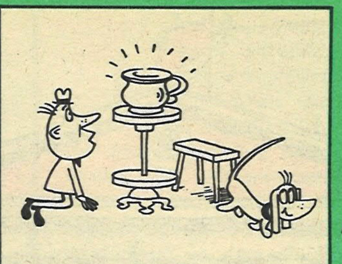
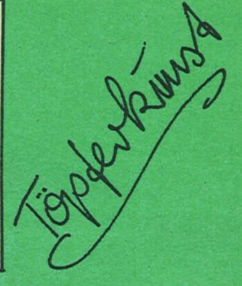
später sollte Hans Mark erfahren, wen er da am Ärmel gezupft hatte: Feliks Edmundowitsch Dzierzyński.
Jetzt aber folgte er erst einmal dem Fingerzeig und ließ sich in einem Menschenstrom die Treppe hinaufschwemmen. Daran schloß sich ein Gang an. Der endlos lange Korridor hallte wider von dem dumpfen Getöse marschierender Füße, von Rufen und Schreien. Arbeiter in Blusen und runden schwarzen Pelzmützen, die meisten mit Gewehren bewaffnet, Soldaten in rauhen, erdfarbenen Mänteln und grauen, flachgedrückten Fellmützen schoben sich an ihm vorbei. Ab und an waren inmitten dahineilender, aufgeregt redender Gruppen einige Männer mit abgespannten besorgten Gesichtern zu sehen, riesige Aktenbündel unter dem Arm tragend.
Links und rechts des Korridors standen Türen auf. Im ersten Raum beriet gestikulierend ein Dutzend Leute, lautstark redeten sie aufeinander ein. Nur wenn ein kleiner, untersetzter Mann in einem Anzug sprach, schwiegen sofort die anderen. Hans Mark trat in das Zimmer. Keiner hinderte ihn daran, niemand nahm Notiz von ihm. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Diese heiserkräftige Kehlstimme kannte er doch!? Und diese typische Betonung der Satzenden. Wo hatte er die schon einmal gehört?
Da fiel es ihm wieder ein: Natürlich, damals auf der Maikundgebung. Dieser kahlköpfige Mann mit dem glattrasierten Gesicht war Wladimir Iljitsch Lenin! Er schien außerordentlich beunruhigt zu sein. Hans Marks Russischkenntnisse waren nicht so gut, daß er alles verstehen konnte, aber soviel bekam er mit: Die Provisorische Regierung hatte sich ins Winterpalais zurückgezogen. Lenin drängte nun darauf, das Palais sofort, aber bis spätestens zum Beginn des Sowjetkongresses am Abend, zu besetzen und die Regierung zu verhaften, da sich durch unvorhergesehene Umstände der Fortgang der Revolution bereits verzögert hatte. „Entweder einen Riesensprung vorwärts und unser großer Sieg, oder Auf-der-Stelle-treten und unsere volle Niederlage!" Nur durch konsequentes Handeln ließen sich die Ziele der Bolschewiki erreichen: Frieden, Land für die Bauern und alle Macht den Sowjets!
Der Junge mit der Rotkreuz-Binde verließ ebenso unauffällig, wie er gekommen war, das Zimmer. Er hatte begriffen, daß noch sehr viel zu tun war. Als er die Treppe hinunterging, kam gerade ein Melder in den Vorraum gestürzt und rief: „Der Panzerkreuzer ‚Aurora' hat das Signal gegeben! Wir stürmen das Winterpalais!" . . .
Die Große Sozialistische Oktoberrevolution hatte gesiegt. Doch die Vertreter der alten Ordnung – das Großbürgertum, Offiziere der zaristischen Armee, die Kulaken und nicht zuletzt die ausländischen Kapitalisten, die ihre verlorenen Fabriken wiederhaben wollten – sie alle fanden sich damit nicht ab und bliesen zur Hatz. Als wenige Tage nach seinem Besuch im Smolny überall Anschläge in der Stadt auftauchten, auf denen in einem von Lenin gezeichneten Aufruf Freiwillige zum Schutz der Tore Petrograds gesucht wurden, da meldete sich auch der sechzehnjährige Hans Mark aus Deutschland. Am 12. November 1917 erhielt er als „Freiwilliger Soldat der Revolution" eine rote Armbinde und ein Gewehr.

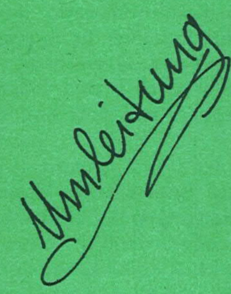


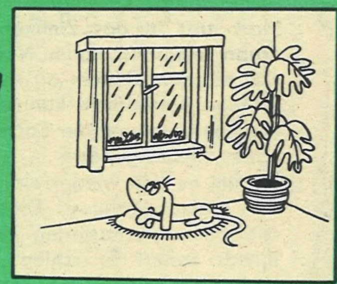
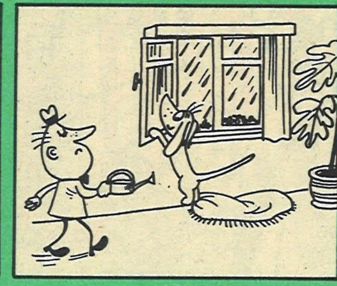
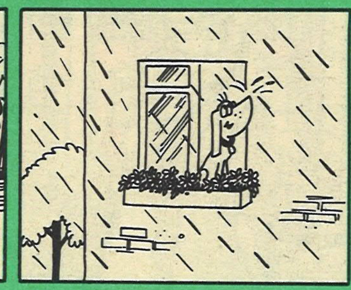
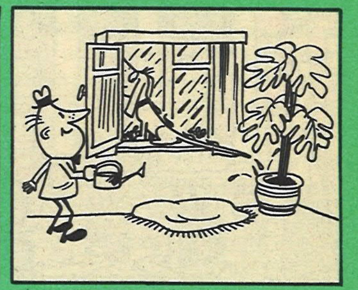
Gab es diesen Hans Mark wirklich, diesen Sohn eines ostpreußischen Bernsteinschleifers, den der Krieg und der Zufall in das Zentrum der russischen Revolution spülte? Der Augenzeuge und später dann sogar Teilnehmer des gewaltigsten und wichtigsten Ereignisses in diesem Jahrhundert – der ersten siegreichen proletarischen Revolution der Weltgeschichte – wurde?
Doch, es gibt ihn. Und alles hat sich wirklich so zugetragen, wie es hier steht. Achtzigjährig, mit weißem Haar und buschigem Schnauzbart, noch kräftig wie eh, lebt er heute in Berlin. In der Leninallee . .

Text: Frank Schumann
Zeichnung: Hans Betcke

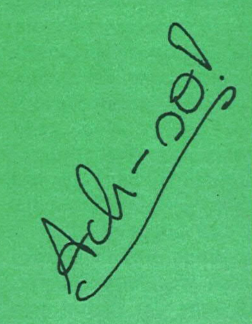


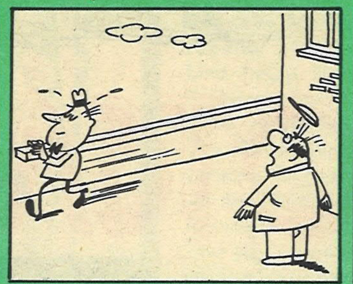
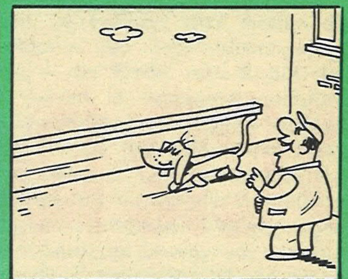


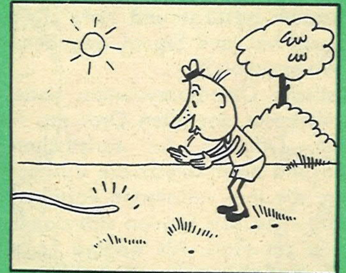
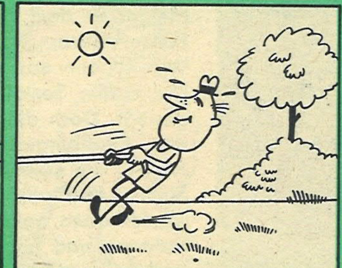
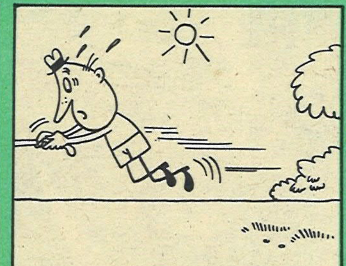
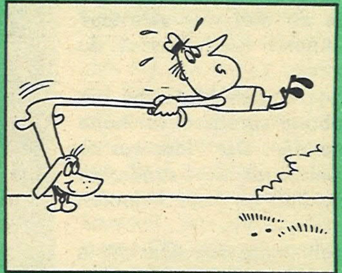
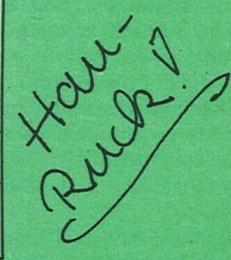





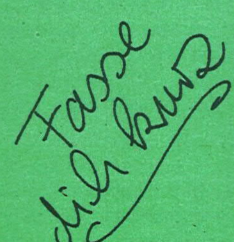
ALI UND ARCHIBALD von Horst Alisch





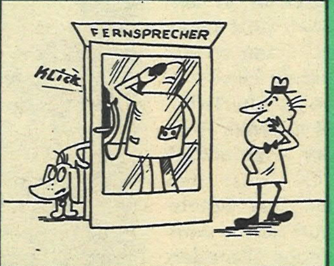



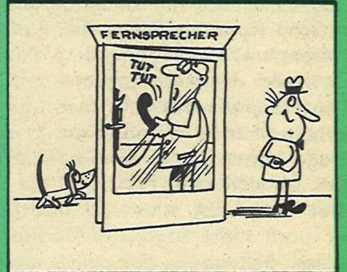






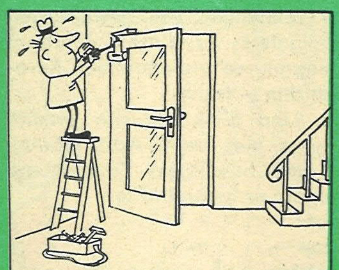




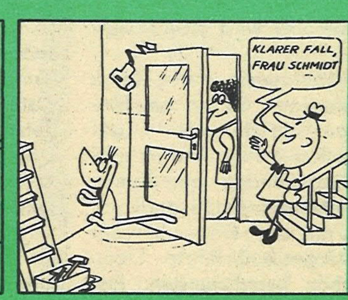










Neue Technik

Der Pyramidenapfel

Egon Holldack

Man schrieb das Jahr 1613. In dem kleinen Städtchen Linz betritt der Mathematiker und Astronom Johannes Kepler die Weinschenke „Zur goldenen Traube". Er setzt sich in seine Stammtischecke.
Der Wirt, Friedlieb Wenzel, stellt einen Krug Wein auf den Tisch mit den Worten: „Ich wünsche einen guten Tag, Herr Astronom Kepler! Machen denn die neuen Wissenschaften gute Fortschritte?"
Kepler antwortet gesprächsfreudig: „O ja, das 17. Jahrhundert bringt viel Anregendes und Neues für die Wissenschaften. Mit den neuen Fernrohren können wir die Bewegung der Sterne im Weltall immer genauer beobachten, weil wir sie vergrößern. Es wird uns auch gelingen, die Planetenbewegung zu erklären und genau zu berechnen."
Nach einem kräftigen Schluck Wein fragt Kepler: „Und Ihr, Herr Wenzel, habt über gute Gesundheit und Geschäfte zu berichten?"
Friedlieb Wenzel antwortet nachdenklich: „Der Weinhandel gedeiht, weil die Trauben prächtig gewachsen sind. Über die Künste der Weinkelter ist auch nicht zu klagen. Mein Geschäft wird aber nicht besser, weil die Weinhändler immer mehr zu ihrem Vorteil berechnen. Sie verlangen immer mehr Zuschläge."
Kepler: „Wie ist das möglich?"
Wenzel: „Das ist schnell erklärt. Der Weinhändler liefert uns Gastwirten das Faß Wein mit einer Literzahl, die nicht genau berechnet ist, sondern einfach zu unserem Nachteil geschätzt wird. Höhe und Breite der Fässer sind unterschiedlich, kaum ein Faß hat dasselbe Volumen wie ein zweites. Die Weinhändler sagen uns, daß es eben keine genaue Berechnungsmethode gibt. Das, was der ‚Bauch des Fasses' mehr beinhaltet, wird geschätzt und mit Preisaufschlägen berechnet."



Zeichnung: Hans Betcke

Erinnerungen an die Jugend

An diesem Tag sitzt Johannes Kepler noch lange in der Weinstube allein am Tisch und erinnert sich an seine Kindheit. Da ist der Großvater, der ihn in der Kindheit umsorgte. Bei ihm ist er vorwiegend aufgewachsen, denn der Vater war selten zu Hause. Vater zog es vor, meistens als Soldat und Abenteurer durch die Welt zu ziehen.
Eine kurze Zeit lebten Mutter, Vater und die Kinder in einem eigenen Gasthaus, welches für den Lebensunterhalt der Familie sorgte. Es war das „Wirtshaus zur Sonne" in Elmendingen im Württembergischen. Hier mußte er als Junge in der Wirtschaft und bei der Landarbeit viel helfen. Die Erfolge in der Schule und der schwache Körperbau veranlaßten die Eltern, ihn studieren zu lassen.
Mit 13 Jahren, im Jahre 1584, kam er in die Klosterschule Adelberg, wo das strenge Leben manchmal unerträglich war. Zwei Jahre später Aufnahme in die höhere Klosterschule Maulbronn. Hier lernte er die neuen Fächer Trigonometrie (Körperberechnung) und Arithmetik kennen. Gute Lernleistungen brachten ein Stipendium ein und einen Studienplatz am Tübinger Theologischen Stift. Ohne die Pflichtfächer zu vernachlässigen, interessierte ihn das Studium der Mathematik und Astronomie. Die Lehrer lobten ihn oft.

Entdeckung der „Faßregel"

1593 wurde Johannes Kepler als Professor an die „oberste Klasse der evangelischen Stiftschule" in Graz berufen, wo er Mathematik, Latein und Rhetorik lehrte.
In seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte Kepler sich sehr viel mit der Berechnung des Rauminhaltes von unregelmäßigen Körpern. So entwickelte er Verfahren, um den Rauminhalt von Körpern in der Form einer Zitrone, eines Apfels, einer Birne, Pflaume, Quitte, Olive oder eines Kürbis berechnen zu können. Berühmt wurde die Keplersche „Faßregel". Damit war eine völlig neue Methode in der Mathematik entdeckt worden, die als Näherungsverfahren (Integralrechnung) zur Berechnung des Volumens von unregelmäßigen Körpern angewendet wird.
1615 veröffentlichte Kepler seine Arbeiten zum Thema „Neue Volumenberechnungen von Weinfässern". Kepler ging von folgender Idee aus: Jeder unregelmäßige Körper läßt sich in viele kleine regelmäßige Körper zerlegen, das Volumen des regelmäßigen Körpers kann man berechnen und dann alle addieren oder durch Multiplikation zusammenfassen. Stellt euch diese Idee bei der Zerlegung eines Apfels vor, der aus endlich vielen sehr kleinen spitzen Pyramiden bestehen kann, deren Spitzen sich im Mittelpunkt treffen, die man dann alle zu einem Apfel wieder zusammensetzen kann. Dabei entstehen auch geringfügige Verluste, die aber wenig Einfluß haben.

Entdecker der „Physik des Himmels"

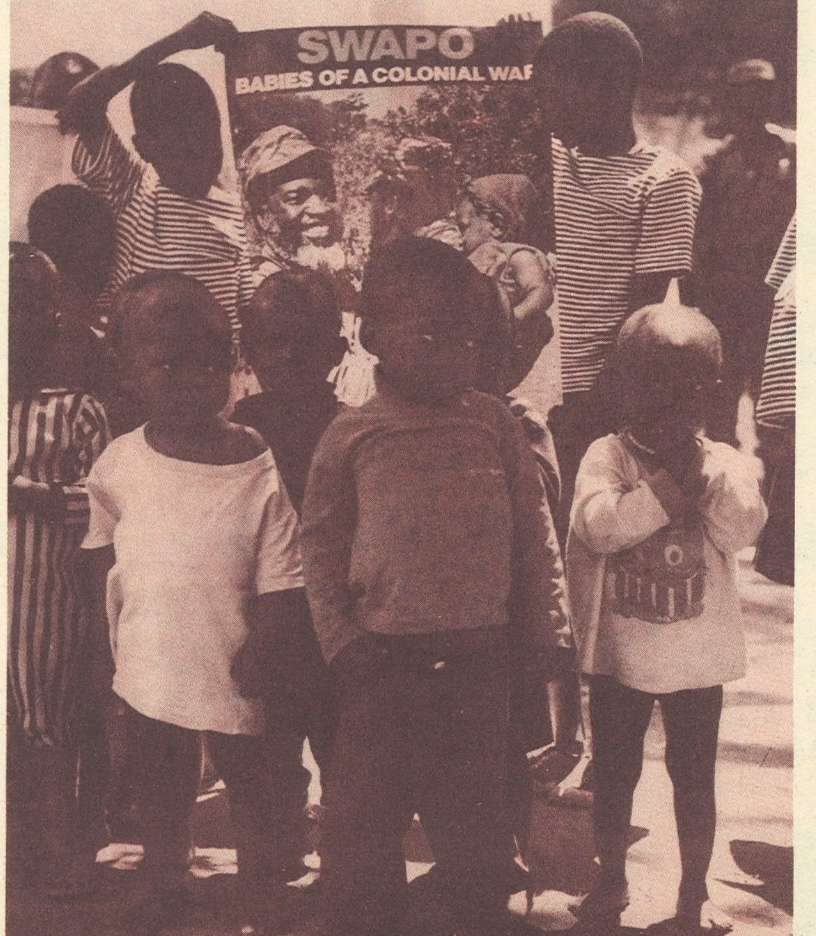
1609 veröffentlichte Johannes Kepler sein Hauptwerk, an dem er neun Jahre hart gearbeitet hatte. Dieses trug einen sehr langen Titel, der in der Kurzfassung wie folgt lautete: „Neue Astronomie" oder „Physik des Himmels". Die bekannten Astronomen seiner Zeit lehnten es ab, die Lehre der Physik auf die Lehre von den Sternen anzuwenden. Durch die Anwendung von Methoden aus der Mathematik und Physik war es möglich, die Bewegung der Sterne zu erklären. Damit war Kepler seiner Zeit weit voraus geeilt.
Als Wissenschaftler hat er damals unbekannte Naturgesetze über die Bewegung der Gestirne entdeckt und ihre Richtigkeit mit neuen Methoden bewiesen. Er hatte Neuland betreten und mußte dadurch gegen Schwierigkeiten ankämpfen, auch gegen Wissenschaftler, die nur an ihren eigenen Nutzen dachten und deshalb Keplers große Entdeckungen am Kaiserhof in Prag, wo er angestellt war, abwerteten.
Kepler hat viele persönliche Opfer für seine wissenschaftliche Überzeugung bringen müssen. Dennoch hat er es gewagt, an die Stelle der mittelalterlichen Himmelslehre eine ins Moderne weisende Himmelsphysik zu setzen. So zum Beispiel hat er die Anziehungskraft der Sonne entdeckt und erklärt, warum sich die Planeten Mars, Erde und andere immer auf ganz bestimmten Bahnen bewegen und niemals davon abweichen. Er schrieb: „Die Sonne ist die Quelle der bewegenden Kraft, die in der Nähe stärker, in der Ferne schwächer wirkt", das heißt also, je mehr man sich von der Sonne entfernt, desto geringer wird ihre Anziehungskraft.
Johannes Kepler hat die Naturgesetze der Planetenbewegung so formuliert, daß sie bis in unsere Tage Gültigkeit haben.




UNTERRICHT IM URWALD

Wir sind zu Gast in einem Lager der SWAPO* auf angolanischer Erde. Auf ausgefahrenen Pfaden holpern unsere Jeeps durch den Wald.
Der dunkelgrüne Naturvorhang öffnet sich. Wir halten in greller Sonne. Kinder trippeln uns entgegen.
Kinder aus Namibia im Urwald von Angola. An der Hand ihrer Mütter – die Väter kämpfen meist in der Befreiungsarmee – flohen sie vor der Herrschaft der weißen Männer, die in jenem Land noch immer so zu regieren versuchen, wie zu der Zeit, als überall in Afrika die portugiesischen, englischen, deutschen und französischen Kolonialherren mit ihrer Peitsche den Ton angaben.
Im befreiten Angola fanden die Kinder aus Namibia ein neues Zuhause. Sie leben in weit verzweigten Lagern, die sich unter dem dichten Blätterdach hochgewachsener Bäume vor den Bombenflugzeugen der weißen Rassisten aus Südafrika verstecken müssen. Hunderte Mädchen und Jungen wachsen hier in das Leben hinein, besuchen Kindergärten und Schulen, lernen Lesen und Schreiben und Kämpfen. Die älteren Schüler kommen – wie ihre Lehrer – mit dem Gewehr über der Schulter zum Unterricht. Denn: Schon oft ist der Feind über die Grenzen geschlichen und in das friedliche Leben der Flüchtlinge eingebrochen. In dem angolanischen Ort Kassinga starben im Feuer südafrikanischer Mörder innerhalb weniger Minuten vierhundertfünfzig Mütter und Greise, dreihundert Kinder. Sie blieben nicht die einzigen Opfer.
Die Kleinen waren nicht älter als du, vielleicht so jung wie deine Geschwister.
Am Waldrand, wo der Schatten knorriger alter Bäume die Strohdächer und Wellblechmützen der Hütten vor der Sonne schützt, reihen sich weißgetünchte Lehmhäuser aneinander.
„Jedes Häuschen hat einen Raum", sagt unsere Begleiterin. „Dort ist auch unsere Schule für die Kleinen."
Über zwei Stufen betrete ich das Haus, den Raum. Rechts an der lehmgelben Wand eine schwarze Tafel. Auf ihr ist noch die Erkenntnis der letzten Unterrichtsstunde zu lesen: $1 + 1 = 2$. An der anderen Seite hängt ein Plakat. Es zeigt Sam Nujoma, den bärtigen Führer der namibischen Befreiungsorganisation, mit Flüchtlingskindern. Und wieder die Losung: We shall win – wir werden siegen!
Mit meinen Schritten messe ich den Raum. Sechs Meter lang, vier Meter breit. Auf dem harten Fußboden stehen zwölf kleine Campingtische. Man sieht: Die Möbel haben einen langen Weg hinter sich, und sie werden oft gebraucht.





Text und Fotos: Hans-Gert Schubert

„Aus der DDR", sagt unsere Begleiterin und nickt.
Hinter einigen Tischen stehen Campinghocker, hinter anderen verbeulte Kanister; auch Holzkloben dienen als Sitzgelegenheit. Alles steht sauber einander zugeordnet. An einem Nagel an der Wand steckt ein handgeschriebener Zettel: Bitte haltet die Schule sauber!
Auf jedem Tisch liegt ein Heft. Alle Seiten sind bis zur letzten Zeile mit Buchstaben oder Zahlenreihen gefüllt. Ich blättere eins nach dem anderen durch. Nur in zwei oder drei finde ich zwischen den Linien noch einen freien Raum für kommende Buchstaben des ABC oder für eine Rechenaufgabe. Meist wurde schon begonnen, die grüne Innenseite des Heftrückens zu nutzen. Papier ist hier wertvoll wie Wasser.
Neben den Heften ruhen Bleistiftstummel, kaum einer länger als zwei, drei Zentimeter. Auf einem der Campingtischchen liegt gar nur ein Stück Mine, so kurz wie mein Fingernagel. Wie kann man damit schreiben? Unsere dunkelhäutige Begleiterin nimmt das winzige Stück Graphit zwischen

die Kuppen von Daumen und Zeigefinger. Jeder Buchstabe, jede Zahl, jedes Zeichen werden für die kleinen Schüler zu einer mühevollen Anstrengung.
Ein warmer Windhauch streicht durch die rechteckigen Fensteröffnungen. Ein buntes Blatt gerät in Bewegung und segelt auf den Lehmboden. Ich fange es ein. Eine Postkarte mit einer Ansicht von London, die große strömende Themse im Vordergrund. Unsere Begleiterin sieht meine fragenden Blicke.
„Die bunten Karten brauchen wir für den Unterricht. Wir haben noch kein anderes Lehrmaterial."
Ich entdecke noch zwei, drei farbige Bilder... Fotos einer französischen Landschaft und einige Seiten aus einem sowjetischen Kalender mit Fotografien des Kreml und vom Roten Platz mit dem Leninmausoleum. Blätter aus Papier. Bunte Ansichten, milliardenfach in der Welt, meist achtlos weggeworfen – von anderen aufgehoben und auf vielleicht abenteuerliche Weise hierher in den angolanischen Urwald gebracht, wo sie zu begehrten, unentbehrlichen Hilfsmitteln für den Unterricht werden: Bilder von der Welt, von der die namibischen Kinder in ihren Zelten und Lehmkaten bisher nur über die farbigen Ansichten erfahren konnten.
Wie oft werfen auch wir – ich genauso wie ihr – achtlos Dinge weg, die andere wie einen Schatz hüten würden – zum Beispiel ein Stück Papier, einen kurzen Bleistift, ein altes Lehrbuch.

Die Hitze treibt uns den Schweiß in Perlen auf die Stirn. Das Hemd klebt klatschnaß am Körper. Auch der Wind bringt kaum Erfrischung.
Die Kinder haben sich auf die Hütten verteilt – in einigen Räumen stehen Campingbetten, in anderen wird gegessen. Zum Unterricht wird vormittags und am späten Nachmittag gerufen.
Die älteren Schüler lernen in einem anderen Teil des Lagers. Die Schule hat in dem langgestreckten Lagergebäude einer ehemaligen Kaffeeplantage Unterkunft gefunden. Das Ziegeldach ruht auf Steinmauern, aber auch hier bleibt wenig Raum für die zahlreichen Mädchen und Jungen. Ein Lehrer hat bis zu einhundert Schüler zu unterrichten.
Ein Blick auf den Stundenplan gibt Auskunft über die Fächer: Lesen, Schreiben, Rechnen, Allgemeine Wissenschaften – wie es hier heißt, Politik, Sport. Mit großer Sorgfalt werden Sitten und Bräuche der namibischen Heimat gepflegt; Lieder und Tänze erzählen von der Sehnsucht nach einem freien Namibia und vom Willen, für diese Zukunft zu streiten.
Auf dem nahen Sportplatz haben sich Schüler, Lehrer und Mütter zu einem Begrüßungsappell versammelt. Immer wieder brausen Sprechchöre auf. Einer der Jungen oder die helle Stimme eines Mädchens rufen den Anfang einer Losung, und alle fallen wie zum Schwur in die folgenden Worte ein: A luta... continua – der Kampf geht weiter!
In der vordersten Reihe vor den Erwachsenen stehen die jungen Pioniere. Zur Feier der Stunde tragen sie ihre dunkelblauen Shorts und die lichtblauen Hemden ihrer Organisation. Ein Lied klingt auf: „Niemals, hört, niemals werden wir uns den Rassisten beugen...!"
Alle, die mit uns auf dem weiten Feld versammelt sind, heben die rechte Hand und ballen sie in feierlichem Versprechen zur Faust. Auch unsere Hände finden sich zum Gruß der Solidarität an die namibischen Freunde, die sich im angolanischen Urwald auf ein friedvolles Leben in ihrer Heimat vorbereiten.
Sie hoffen auf uns, sie brauchen uns weiter.

●

• Die Volksbefreiungsbewegung SWAPO (South West African People's Organization) wurde 1960 gegründet; sie ist heute die führende Kraft des Widerstandes gegen die Vorherrschaft des rassistischen Südafrika im heutigen Namibia. Südafrika erklärte das Land 1949 widerrechtlich zu seiner fünften Provinz und hält es gegen den Protest der fortschrittlichen Welt noch immer widerrechtlich besetzt.

Tausend Tropfen Schweiß

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Bauer und seine Frau. Sie waren sehr arm, und so ging der Bauer in die Stadt, um sich Arbeit zu suchen. Seine Frau baute Reis an, und weil sie das so gut machte und die Reispflanzen groß wie die Bäume wurden, erzielte sie eine reiche Ernte. Die Bauersfrau konnte viel Reis verkaufen und so ausreichend Geld verdienen. Dann begann sie aber, Karten zu spielen. Sie spielte Tag und Nacht. Wenn sie etwas gewonnen hatte, so dauerte es nicht lange, und sie verlor es wieder, hatte sie verloren, so gewann sie etwas. So verbrachte die Bäuerin ihre Zeit und vergaß, sich um den Reis zu kümmern. Sie fegte nicht mehr ihren Hof und alles wurde schmutzig und staubig. Da bekam der Reis, der auf dem Hof lagerte, große Angst, seine Körner könnten in den Staub fallen und zertreten werden. Deshalb beschloß er, zurück aufs Feld zu gehen. Erst als die Bäuerin einmal ihr Kartenspiel unterbrechen mußte, weil der Hunger sie in den Magen zwickte, bemerkte sie, daß der Reis fort war. Wütend rannte sie aufs Feld und schlug den Reis. Der wurde aber kleiner und kleiner und sagte, er werde nie wieder von allein auf den Hof zurückkehren. Wenn der Bauer und seine Frau Reis essen wollen, müssen sie immer und immer wieder auf das Feld kommen und den Reis pflegen und hegen. Erst dann können sie die kleinen Körner ernten und nach Hause schaffen. Da half kein Bitten und kein Betteln, und so ist es bis zum heutigen Tag geblieben. Und ein altes laotisches Sprichwort sagt, daß man tausend Tropfen Schweiß vergießen muß, um ein Körnchen Reis ernten zu können.

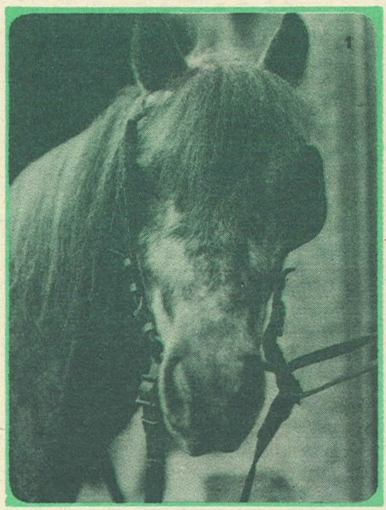
Text: Nacherzählt von Klaus Behling
Zeichnung: Monika Schumacher

Zwölf Töchter

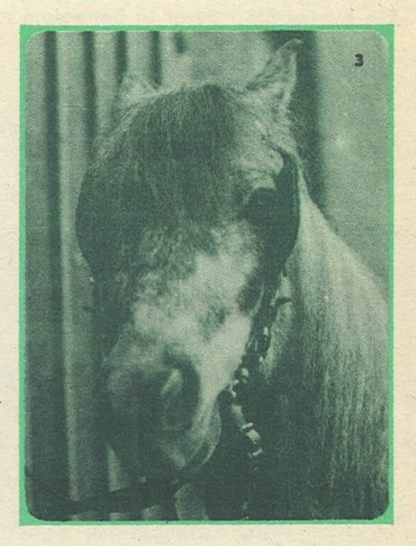
Vor langer, langer Zeit lebten einmal ein armer Bauer und seine Frau in Laos. Sie hatten zwölf Töchter. Morgens, wenn die Sonne aufging, begannen sie ihre Arbeit im Reisfeld, die bis zum Abend dauerte. Trotzdem war die Familie sehr arm. Oft hatten sie nicht genug zu essen. Da kam dem Bauern eine böse Idee. Eines Tages ging er mit seinen Töchtern in den nahe gelegenen Urwald. Auf einer Lichtung befahl er ihnen, zu warten und sagte, er wolle etwas zu essen holen. Da die Mädchen großen Hunger hatten, taten sie das auch. Der Bauer schlich sich in Wirklichkeit jedoch nach Hause zurück und ließ die Kinder allein im Wald. Gemeinsam mit seiner Frau arbeitete er die nächsten Monate. Die Sonne schien fleißig und es fiel genügend Regen. So wuchs eine Reisernte heran, wie der Bauer sie noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Er konnte viel Reis verkaufen, und es war auch genügend Reis zum Essen da. Trotzdem wurden die beiden mit ihrem Wohlstand nicht glücklich. Wenn sie zu den Mahlzeiten auf ihrer Matte unter dem Sonnendach ihrer Hütte hockten, mußten sie immer an ihre Töchter denken. Sie hatten nun soviel Reis, aber er schmeckte ihnen bitter.
Da beschloß der Bauer, seine Töchter zu suchen. Er füllte einige Bambuskörbchen mit gekochtem Reis und nahm auch Früchte und Fisch mit. Dann ging er in den Wald, setzte sich auf die Lichtung und wartete. Nirgends waren die Mädchen zu sehen. Plötzlich hörte er Geräusche.
Er sprang auf. Da umringten den Bauern zwölf große Affen, die Körper mit Haaren bewachsen und mit Gesichtern, die ihn an seine Töchter erinnerten. Sie schnappten das Essen weg und trieben den Bauern mit Stöcken aus dem Urwald. Seine Töchter hat er nie wieder gesehen.

»PFERDENARREN«

. . . sind meine Freunde alle! Sozusagen auf's Pferd gekommen! Und wenn ich so mit sanftem Pferdeblick um mich schaue, dann sehe ich Silke, Kerstin, Ulrike, Mike, Heiko, Lutz und Mathias, die ständig im Sattel sind.
Kein Wunder – auch der (Pferde) Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Die Eltern der munteren Pferdefans hatte das „Pferdefieber" schon in jungen Jahren gepackt. Und so etwas soll sich vererben. Wehleieiehhie! Das muß ja mal bewiehert werden!
Gestatten, daß ich mich vorstelle: Ich bin das Pony Thyros und stehe in Großbodungen im Stall. Ihr seht schon, kein gewöhnliches Pferd, sondern ein Pony. Klein, aber oho! Nun gehören die Großbodunger Ponyfreunde zur Landsportgemeinschaft Wülfingerode und einmal im Jahr, im August, ist in Wülfingerode „Ponytag".
Aus den Dörfern der Umgebung kommt alles zusammen, was vier Ponybeine hat und bringt die Zweibeiner, die reichlich kommen (so mehrere tausend Zuschauer jedes Jahr), zum Staunen über das, was wir Ponys so alles können.
Aber nichts fällt vom „Ponyhimmel"! Training ist alles. Und da sind die jungen Ponyfans aus Großbodungen, die Steineckes und Meys, immer am Huf. Schaut euch doch mal an, was da so beim Üben über die Wiese des Großbodunger Sportplatzes geht. Nicht ganz tierisch ernst, sondern locker und mit viel Spaß.
Na, dann – Hufschlag frei! (Fotos 1, 2, 3)


1


2


3

Geschniegelt und gestriegelt

. . . sollte ein richtiges Pony aussehen. Vor dem Reiten kommt immer noch das Putzen! Aber die Jungs geben sich alle Mühe, uns auf „Hochglanz" zu striegeln (Foto 4).


4

Gut angeschirrt, ist schon halb gelaufen!

Ist eine alte Pferdeweisheit, die ich euch als erfahrenes Pony verrate. Lutz macht seine Sache schon sehr gut und weiß, wo die Gurte hingehören. Bei Ulrike bin ich mir da noch nicht so sicher. . . (Foto 5).


5

Text und Fotos: Peter Klaus Eckert



Mit der Peitsche knallen, ist noch nicht kutschieren

. . . sagt ein altes sorbisches Sprichwort. Da ist was dran! Aber Heiko und Mike wissen schon, wo die Ponys langlaufen (Foto 6).

Was ein richtiges Pony werden will, läuft beizeiten mit

Das ist Mutter Morchen mit ihrem Fohlen Kalif. Ganze vierzehn Tage ist es jung und schon ganz gut zu Huf (Foto 7)!

Ab geht die „ungarische Post"!

Ich als Pony begreife zwar nicht, warum man auf zwei Ponys unbe-


6





quem stehen muß, wenn man auf einem ganz gut sitzen kann! Aus Ponysicht, meine ich. Aber es ist auf alle Fälle ganz schön schwierig. Heiko macht es vor (Foto 8).

Keine Morgengymnastik

... sondern eine Übung mit Voltigieren ist das, was Lutz auf dem Pony Mäcki vormacht. Mir gefällt nicht, daß man dabei immer im Kreis laufen muß und als „Turngerät" benutzt wird. (Foto 9)

Na, ja, als Pony kann man sich seine Rolle nicht immer aussuchen. Man bleibt eben ein kleines Tier! Tschüß – wiehert euch Pony Thyros! Whiiiieeeehhiii!



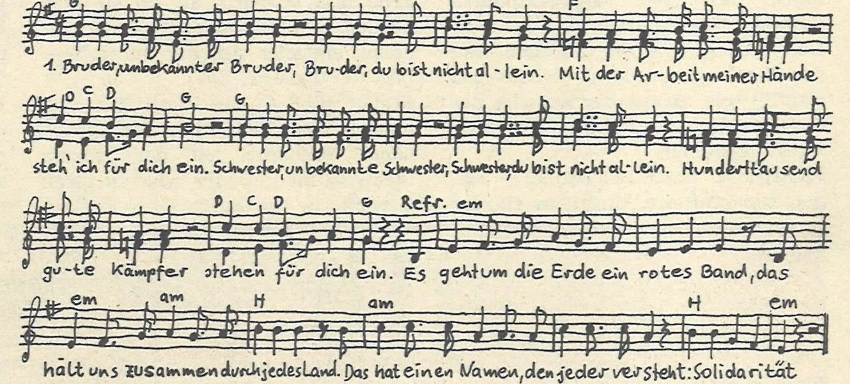
Sing' mit, Pionier!

Na, habt ihr unseren Tip im Heft 10/81 aufgegriffen und die Sendungen des Berliner Rundfunks gehört? Wenn ja, dann dürfte euch nicht entgangen sein, daß die Neubrandenburger Pioniergruppe der 16. Polytechnischen Oberschule alle Pioniergruppen zum Singewettstreit **Sing' mit, Pionier!** herausgefordert hat. Und wer will da schon zurückbleiben? Nehmt euch mit FRÖSI gemeinsam vor, auf der „Pionierexpedition – Immer bereit" jeden Monat mindestens ein neues Lied zu lernen bzw. ein altes bewährtes Lied wieder aufzufrischen.

Als **Lied des Monats** im November singen alle Pioniergruppen:

Es geht um die Erde ein rotes Band

Text: Helmut Baierl   Musik: Joachim Werzlau



2. Völker, höret die Signale, daß wir endlich einig sind.
Unsre Internationale klingt im Morgenwind.
Ob in nahen, fernen Ländern, überall in Dorf und Stadt,
sorgt, daß unsre alte Erde endlich Frieden hat.

Es geht um die Erde
ein rotes Band ...



Zeichnung: Jürgen Schumacher

Nun heißt es in diesem und auch im nächsten Monat wieder im Berliner Rundfunk „Sing' mit, Pionier!" Da könnt ihr weitere Lieder kennenlernen und mitschneiden. Sendetermine:
Montag, 9. November 1981, 14.15 Uhr • Montag, 7. Dezember 1981, 14.15 Uhr

NÖRDLICH DES POLARKREISES

In der UdSSR gibt es ein Gesetz: Überall, wo Kinder sind, werden Schulen eingerichtet. So geschah es vor mehr als zehn Jahren auch in einer Siedlung nördlich des Polarkreises am Ufer des Flusses Tas.

Eben hier hatten tjumenische Geologen das erste Gasvorkommen entdeckt. Sie nannten es Tasowski. Und sogleich wurde mit dem Bau der Siedlung Gas-Sale – „Gas am Kap" – wie es aus der Sprache der dort ansässigen Nenzen übersetzt wird, begonnen.

Flußschiffe brachten Bauholz, Ziegel, Glas für die künftigen Häuser und auch Eisenbahn-Bauwagen hierher. In ihnen wohnten zunächst Geologen, Bohrarbeiter und Bauarbeiter. Und wie knapp dieser Wohnraum auch bemessen war, die Hälfte eines solchen Wohnwagens gehörte einer Grundschule. In vier Klassen lernten damals zwanzig Schüler. Wie sah diese Schule aus?

Ein winziger Korridor. Eine Tür links: das Zimmer der Lehrerin. Eine Tür rechts: der Klassenraum. Darin zwei Reihen Bänke. In einer Reihe: die 1. Klasse, in der anderen: die 3. Die übrigen Kinder wurden in der zweiten Schicht unterrichtet.

Während die Lehrerin Nina Iwanowna den Schulanfängern den nächsten Buchstaben anschrieb, lösten die „großen" Klassenkameraden bereits eine Aufgabe in Arithmetik. Gewiß, die Kinder störten einander ein wenig, dafür hatten sie aber eine eigene Schule, sogar mit einer Schulglocke.

•

Der Frühling nördlich des Polarkreises kommt langsam. Das Radio berichtet von blühenden Gärten in Mittelasien, vom Eisgang auf der Wolga, von Regen in Tjumen, aber im Nationalen Bezirk der Jamal-Nenzen heulen noch Schneestürme. Erst Ende Juni belebt sich die eisige Erde und sogleich, als ob sie sich beeilen wollte, Versäumtes nachzuholen, entfaltet sich der bunte Teppich der Tundra.

Kinder gibt es um diese Zeit nur wenige hier. Sie sind in das „große Land" gefahren, an das warme Meer, in Pionierlager oder zu ihren Großeltern, um durch Gras zu laufen, im Fluß zu baden, Beeren zu essen. Ferien!



Wenn diese zu Ende sind, kehren die Schüler auf abenteuerlichen Wegen nach Gas-Sale zurück. Bis Tjumen fahren sie mit dem Zug, im Flugzeug geht es weiter nach Salechard und von dort mit dem Schiff bis Tasowski.

Aus dem Rayonzentrum bis in die Siedlung selbst fährt sie ein kleiner flinker Kutter. Meistens erblicken die Kinder schon von ihm aus auf dem hohen Hügel die neugebauten Häuser, die von ferne aussehen wie die hellgelben Blöcke selbstgemachter Butter.

•

Eines Tages, als die Kinder wieder einmal nach Gas-Sale zurückkamen, sahen sie ihre alte Schule nicht mehr. Auf dem Hügel stand eine neue, einstöckig und aus Holz. Sie wuchs zusammen mit ihren Schülern. Zunächst entstand eine fünfte Klasse, dann eine sechste und so weiter. Nina Iwanowna wurde Direktorin. Es kamen neue Lehrer. Die Schule in der kleinen Siedlung war gleichzeitig Pionierhaus sowie Station Junger Techniker und Naturforscher. Nach dem Unterricht liefen die Kinder durch den klirrenden Frost nach Hause und später wieder in ihr Schul-Pionierhaus.

Einmal, in den Frühlingsferien, hatten die Kinder eine Wanderung in die Umgebung unternommen.

Es war ein sonniger Tag mit geringem Frost – die richtige Zeit für einen Ausflug. Alle auf Brettern, mit Sonnenbrillen, um nicht vom Schnee geblendet zu werden und einen Rucksack mit Verpflegung auf dem Rücken – wie richtige Touristen. Gleich zu Beginn der „Expedition" sollte eine „Schneefestung" gestürmt werden. Darauf waren alle gut vorbereitet. Sie hatten sich einen passenden Hügel ausgesucht und aus Schnee Schießscharten und kleine Schützengräben gebaut. Neben jedem lag ein Vorrat von Schneeballgeschossen. Die Mädchen verteidigten die Festung – die Jungen griffen sie an. Das Amt des Schiedsrichters übernahm der Klassenlehrer Ilja Wladimirowitsch Anoschin. Wenn ein Schneeball traf, war man verwundet, trafen zwei, „kampfunfähig".

Und der Kampf begann. Die Mädchen, in der Überzahl, befanden sich in Deckung, dafür waren die Jungen schneller und entschlossener. Zwei Angriffe wurden zurückgeschlagen, erst nach dem dritten konnte die Festung gestürmt werden.

•

Nach der „Schlacht" suchten sich die Pioniere ein bequemes Plätzchen – einen zugefrorenen See, umgeben von Weidengebüsch und Zwergbirken. Für jeden fand sich sogleich eine Arbeit. Die Jungen entzündeten ein Lagerfeuer, um das sich alle setzten. Im Kessel über dem Feuer schmolz Schnee. Das feuchte Weidenholz knackte und sprühte Funken.

Plötzlich zogen Wolken auf. Sie bewegten sich rasch und verdichteten sich merklich. Die Sonne hatte sich versteckt. Wind wirbelte das Feuer auf.

„Ein Schneesturm kommt! Packt alles zusammen, Kinder, wir essen zu Hause!"

Der Schneesturm kam ganz unerwartet. Kaum waren die Rucksäcke gepackt, das Feuer gelöscht und die Ski angeschnallt, da brach mit dicht wirbelndem Schnee schon Dunkelheit herein. Die Kinder waren still geworden. Unheimlich war ihnen zumute.

„Jura, du kennst doch den Weg zur Gasleitung?" fragte Ilja Wladimirowitsch. „Lauf als erster, ich laufe zuletzt."

Wie gut, daß der Sturm noch nicht seine volle Stärke erreicht hatte! Sie überquerten rasch einen Fluß und stießen auf die Gasleitung, die Gas-Sale mit dem Rayonzentrum Tasowski verband. Jetzt konnten sie sich nicht mehr verirren.

Der Sturm heulte wie ein Rudel Wölfe und fiel mit stechenden glasscharfen Eissplittern über die Wanderer her. Die Rohrleitung war kaum zu sehen. Von Zeit zu Zeit verlief sie hügelabwärts. Dort war es etwas ruhiger, dafür lag mehr Schnee. Dann ging es aufwärts, und wieder wütete der Wind. Die Kinder blieben dicht beieinander.

Die Siedlung erreichten sie in dem Augenblick, da die besorgten Eltern aufbrechen wollten, um nach ihnen zu suchen.

•

... Die Zeit verging. Acht Schuljahre waren vorüber. Eine Oberschule gab es in Gas-Sale noch nicht. Die einen fuhren in eine andere Stadt, um an einer Oberschule weiter zu lernen, andere gingen an eine Fachschule oder an eine Berufsschule. Aber keiner hat die Siedlung und seine erste Schule je vergessen.

Die Schule in Gas-Sale sieht heute anders aus. Auch sie wurde von den Geologen-Paten gebaut. In die alte siedelte der Kindergarten mit dem lustigen Namen „Eisbärchen" über. Neue Menschen sind in die Siedlung gekommen. Neue Kinder lernen in der Schule. Wenn wir das nächste Mal nach Gas-Sale kommen, werden wir anstelle der hölzernen, eine aus Stein gebaute Schule erblicken – eine Schule nördlich des Polarkreises.

Jewgenij Anajew

Aus dem Russischen von Thea Woboditsch (leicht gekürzt)
Zeichnung: Friedrun Weißbarth



Marco versteht mich nicht

Anke Steinbrenner

Als ich vom Klavierunterricht nach Hause kam, wartete Marco bereits vor der Tür.

„Du", sagte er, „ich habe da eine gute Idee."

„Nun komm doch erst mal herein", antwortete ich. In der Küche stellte ich die Tasche ab, öffnete den Kühlschrank und nahm eine Flasche Cola heraus.

„Was für eine Idee hast du?" fragte ich.

„Am Sonntag spielt der 1. FC Magdeburg gegen den ASK Frankfurt (Oder). Ich sage dir, das wird ein Spiel! Die Gelegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen. Paul hat mir zwei Karten besorgt."

Allein das Erwähnen des Wortes „Fußball" vermag Marco freudig zu stimmen.

„Sei mir nicht böse, aber ich kann nicht mitkommen", sprach ich leise und senkte den Blick. Nur jetzt nicht in seine enttäuschten Augen sehen müssen.

„Was?" Fassungslos starrte er mich an.

„Jeden anderen Tag würde ich dich gerne begleiten, das mußt du mir glauben. Doch für den Sonntag habe ich ein Versprechen gegeben, und das werde ich halten."

„Was für ein Versprechen?"

„Oma Kruse, deren Grundstück an unseren Garten grenzt, hat mich gebeten, ihren Zaun zu streichen. Vorgestrichen ist er bereits. Ich habe fest zugesagt."

„Findet sich denn dafür kein anderer?"

„Wer denn? Sie hat doch keine Angehörigen mehr. Und wenn wir von ihr etwas wollten, war sie stets für uns da. Wer weiß, wie lange das Wetter noch so günstig bleibt. Ich bringe es einfach nicht fertig, sie zu enttäuschen."

Ärgerlich kaute Marco auf der Unterlippe herum. Leise sprach ich auf ihn ein, bat um sein Verständnis. Keine Reaktion. Schließlich versprach ich ihm, am Mittwoch zum Fußballplatz mitzugehen und ihm während des Trainings die Daumen zu drücken. Als er ging, schien es mir, als sei aller Ärger verflogen.

In den frühen Vormittagsstunden des Sonntags holte ich mein Fahrrad aus dem Keller, klemmte einen Beutel, in dem sich Gummistiefel und ein alter Arbeitskittel befanden, auf dem Gepäckständer fest und fuhr los.

Oma Kruse erwartete mich bereits. Auf dem Küchentisch standen Farbbüchsen und Pinsel bereit. Wir unterhielten uns über die Schule, das Wetter und Nachbars Katzen. Dann zog ich mich um, wählte zwei stärkere Pinsel aus, griff zu den Farbbüchsen und begann mit der Arbeit.

Das Streichen machte mir Spaß. Ich freute mich, daß es so gut flutschte und pfiff vergnügt vor mich hin. Jede fünfte Latte strich ich in einem kräftigen Rot, alle anderen schwarz. Es war ein schönes Gefühl, das Ergebnis der eigenen Arbeit ständig vor Augen zu haben und wachsen zu sehen.

Mehrmals kam Oma Kruse gucken, rieb sich vergnügt die Hände und lobte mich in den höchsten Tönen. Zwei Stunden waren vergangen, als die erste Seite des Zaunes fertig war. Die Handgelenke schmerzten, die ersten Blasen zeigten sich auf den Fingern. Als mich Frau Kruse zum Mittagessen rief, war ich bereits merklich langsamer geworden. Das Pfeifen war mir vergangen. Nach der Pause fühlte ich mich wieder kräftiger, und mit neuem Elan ging es weiter.

Gegen 15.00 Uhr hatte ich einen Tiefpunkt erreicht. Müde sank ich ins Gras und stützte das Kinn auf die angebeugten Knie. Ich hatte mich in der Zeit verrechnet. Drei bis vier Stunden würde es noch dauern. Neidvoll dachte ich an Marco, der zu dieser Stunde im Stadion das Spiel erlebte.

Es dämmerte bereits, als mich nur noch wenige Meter von der Ecke trennten, an der ich mit der Arbeit begonnen hatte.

Die letzten Pinselstriche, es war geschafft. Oma Kruse kam angelaufen, vermochte ihre Freude kaum in Worte zu kleiden und lief aufgeregt hin und her. Sie so glücklich zu sehen, ließ mich alle Anstrengungen vergessen. Voller Stolz ging ich ins Haus, um mich zu waschen. Die erfrischende Wirkung des Wassers tat gut.

Auf der Rückfahrt beschloß ich, Marco noch kurz aufzusuchen. Es drängte mich, ihn an meiner Freude teilhaben zu lassen.

„Ich komme mit", sagte er, als ich vor ihm stand. Wir gingen zu dem ganz in der Nähe gelegenen Park. Auf einer Bank nahmen wir Platz.

„Wie war der Nachmittag?" frage ich.

„Herrlich! Magdeburg hat gewonnen. Es war noch spannender, als ich es mir vorgestellt hatte." Voller Begeisterung schilderte er mir nun Szene für Szene, ließ mich torreife Situationen miterleben. Dabei strahlte er über das ganze Gesicht.

„Denke an Mittwoch", mahnte er mich.

„Na, klar!"

„Da lasse ich dann keine Ausrede gelten."

Wir lachten uns an und waren sehr froh.

„Und wie war es bei dir?" wollte er nun wissen.

„Ach, weißt du, es war ganz dufte. Ich habe den ganzen Zaun gestrichen. Dachte schon, ich schaffe es nicht, aber dann habe ich doch durchgehalten. Anstrengend war's, aber es ist ein schönes Gefühl, am Abend zu sehen, was man geleistet hat. Es hat mir Spaß gemacht."

„Spaß hat es dir gemacht?"

„Du hättest sehen sollen, wie sich die alte Frau gefreut hat."

„Na, weißt du, schinderst dort wie verrückt und nennst das noch Spaß machen. Ich kann mir was Besseres vorstellen." Spöttisch sah er mich an.

Ich spürte ein Frösteln auf der Haut und rückte automatisch ein Stück von ihm ab. Ich hatte es eilig, nach Hause zu kommen.

Zeichnung: Christine Nahser



Mutz und Strubbel kommen unnötigerweise in Schwierigkeiten. So paradox es auch klingt, aber es ist wahr!
Um etwas zu verändern, das ihrer Meinung nach zu glatt läuft, beschließen sie wieder einmal eine sensationelle Erfindung zu machen, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen soll. Diesmal auf dem Gebiet des Wintersports. Vollautomatisches Schlittschuhlaufen für jedermann ganz ohne zu lernen und ohne zu üben.

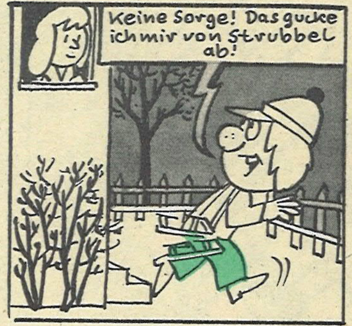


















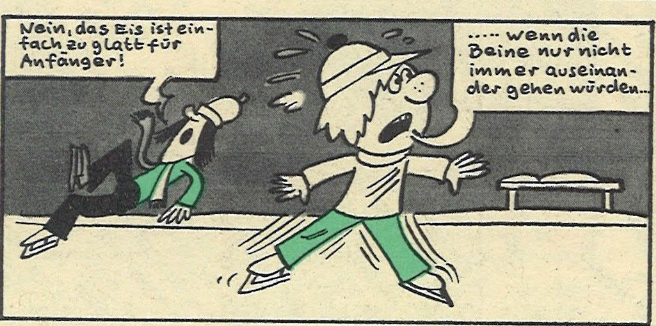
















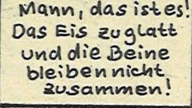


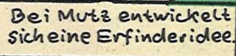






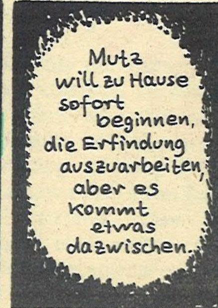








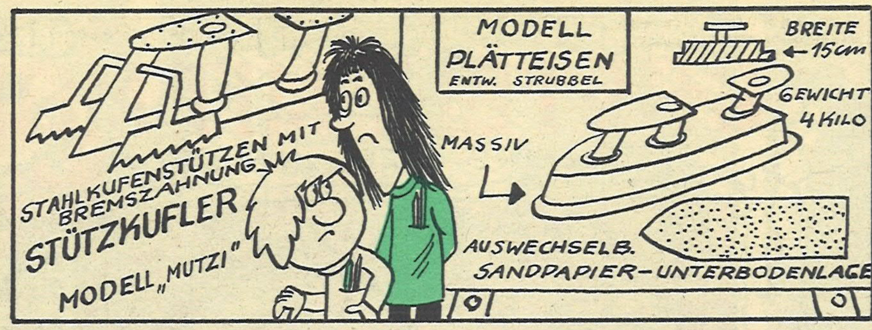










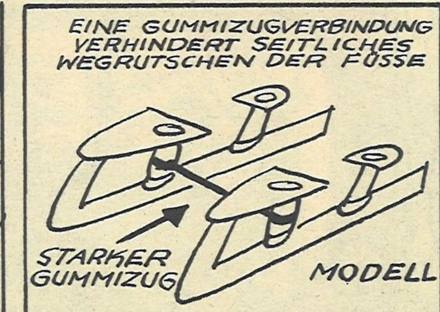


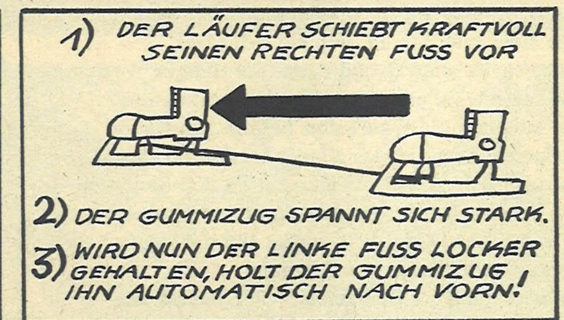


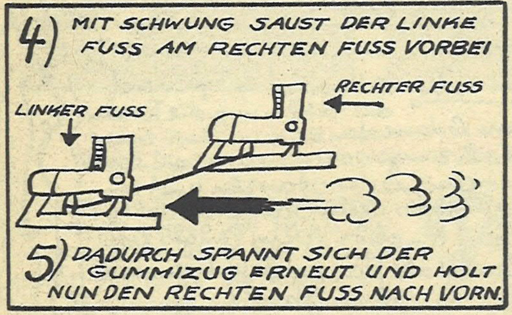
















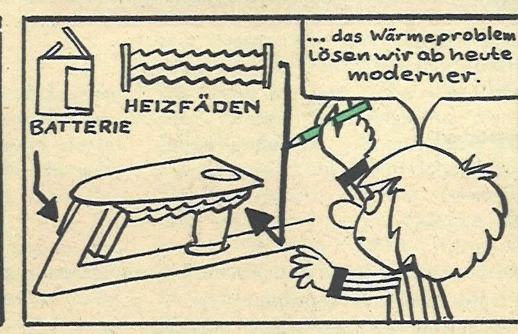














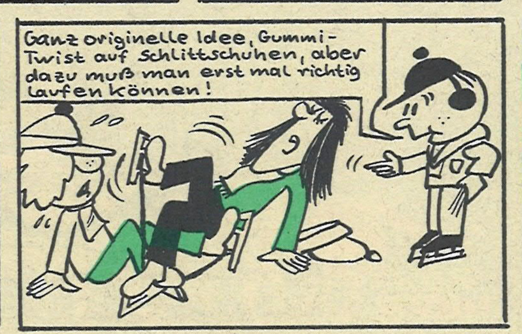














Text und Zeichnungen: Horst Alisch



Meine Brieffreundin wohnt in Hanoi

Das ist Angela Richter aus Stendal. Auf dem Foto sieht man ihr an, daß sie sich freut. Sie hat auch allen Grund dazu. Vor einiger Zeit schrieb sie einen Brief nach Vietnam, und nun bekam sie Antwort von Le Anh aus Hanoi. Übrigens zählt Angelas Klasse bei Solidaritätsaktionen ihrer Schule immer mit zu den besten. Nun seht euch mal den Ausschnitt aus Le Anh's Brief an. Aber sicherlich werdet ihr mit dem Lesen in Schwierigkeiten geraten.
Die nachstehende Übersetzung soll euch dieses Schrift- und Sprachrätsel aufklären.

Bạn Angela thân mến.
Tôi đã nhận được thư của bạn, tôi rất vui mừng khi nhận được ảnh của bạn. Tôi ở thành phố Hà nội. Hà nội là thủ đô của nước Việt nam. Hà nội không có nhiều nhà cao nhưng có nhiều cảnh đẹp như hồ gươm, hồ Tây. Giữa hồ gươm có một tháp rùa, xung quanh hồ có rất nhiều cây. Mùa hè hoa nở đỏ rực rất đẹp. Ba tôi thường cho tôi đi dạo chơi xung quanh bờ hồ. Tôi cũng rất thích dạo chơi như vậy.

Übersetzung:

Liebe Angela!

Ich habe Deinen Brief und Dein Bild bekommen. Ich freue mich sehr darüber.
Ich wohne in der Stadt Hanoi. Hanoi ist die Hauptstadt der SRV. In Hanoi gibt es fast keine Hochhäuser, aber man kann hier sehr viele schöne Sehenswürdigkeiten bewundern, z. B. den Westsee, den See der „Wiedergabe des Schwertes". In der Mitte des Sees steht ein kleiner Turm. Man erzählt viel Sagen über diesen See. Im Sommer sieht man sehr viele Blumen in Hanoi, und ich liebe es sehr, mit meinen Eltern spazieren zu gehen. Der Westsee ist sehr groß. Um den See herum stehen viele Ferien- und Erholungsheime. Wenn Du einmal nach Vietnam kommst, werde ich Dir alles zeigen.
Liebe Angela! Ich gehe in die 3. Klasse.
Meine Schule ist nicht weit von meinem Hause entfernt. Jeden Tag gehe ich zu Fuß zur Schule. Ich liebe meine Schule, meine Lehrerin und Freundinnen. Ich schicke Dir mein Bild.
Ich wünsche Dir gute Gesundheit und alles Gute und warte auf Deinen Brief.

Ich grüße Dich herzlich –
Deine Freundin Le Anh

BASTELT MIT MONIKA

KLEINE ÜBERRASCHUNGEN



Aus weißem dickem Stoff vier gleichgroße Ovale ausschneiden. Zwei Teile bestickt ihr mit bunten Wollfäden zu einem lachenden und einem weinenden Gesicht, von hinten näht ihr je ein unbesticktes Oval dagegen. Verziert die Topflappen mit einer Häkelkante, in die auch der Aufhänger eingearbeitet wird.

Kleine Umhängetasche Schneidet entsprechend der Zeichnung die Formen aus Lederresten heraus. Mit einer Lochzange oder einem Nagel Löcher in das Leder stanzen und ein schmales Lederband durchziehen. Ein etwa 70 cm langes Lederband als Hänger befestigen und den Riegel aufkleben.



Tasche für Taschentücher
Benötigt wird ein Stück Kunstleder (etwa 20 cm lang, 15 cm breit) und ein 12 cm langer Reißverschluß. Das Kunstleder wird von links übereinandergeschlagen, die Seiten 0,5–1 cm abgesteppt, gewendet und am oberen Rand der Reißverschluß eingenäht. An Stelle des Reißverschlusses könnt ihr auch Druckknöpfe befestigen.

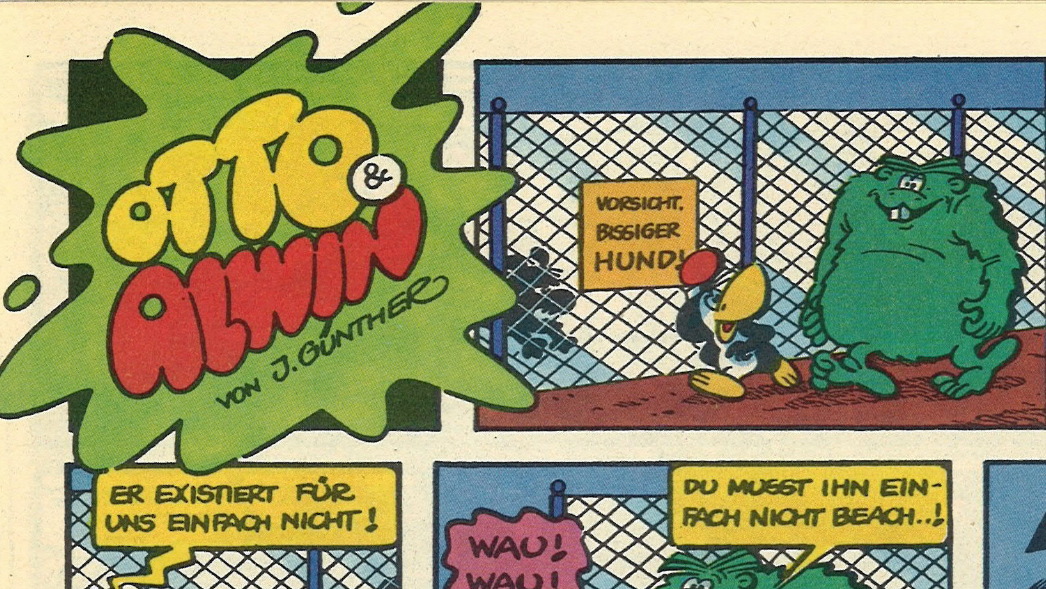
Mäuschen Unterteil: Kunstleder (etwa 15 cm lang und 10 cm breit), einen 9–10 cm langen, 0,5 cm breiten Streifen herausschneiden und Reißverschluß einnähen.
Oberteil: Kopf aus Kunstleder ausschneiden, den Rest aus Webpelz, zusammennähen, kleine Perlen als Augen und aus Kunstleder die Ohren annähen. Von links zusammennähen, hinten einige cm zum Wenden offen lassen und dort den zugeschnittenen Schwanz mit einnähen (siehe Zeichnung).

von unten

Kopf von oben
Ohren
Augen

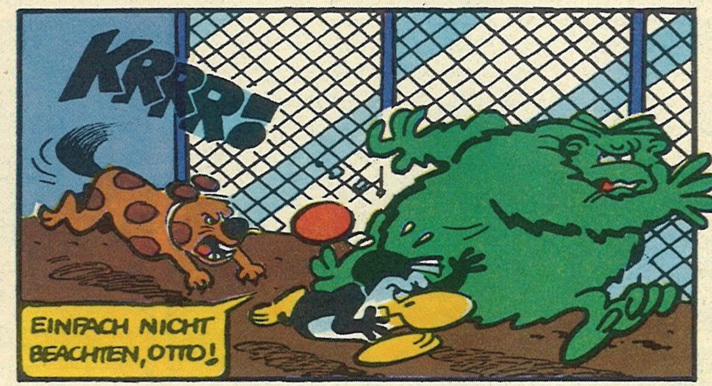
Fotos: Horst Glocke; Anfertigung: Monika Maltschewa; Zeichnung: Jürgen Schumacher











Pfefferküchler

Text: Annette Dubbers

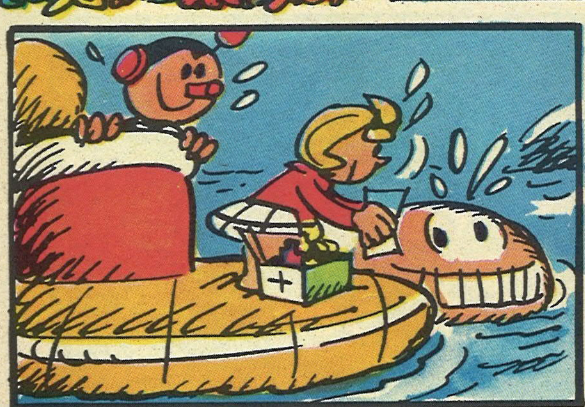
... drei, vier, fünf. Die alte Pendeluhr schickt gerade die letzten Besucher aus dem Haus. Wie die mich immer anstaunen, als wüßten sie, daß ich allerhand auf dem Kerbholz habe.
Wen wundert's, wenn man in meine Jahre gekommen ist, hat man so allerhand erlebt und könnte manches erzählen.
O, pardon, habe ich mich eigentlich schon vorgestellt? Gestatten, Rosamund, Fräulein von der Backmodel aus bekanntem Geschlecht. Meine Mutter stand wohl an die sechzig Jahr' mitten auf dem Anger. Beliebt war sie in der ganzen Stadt. Die Vornehmen und Gelehrten nannten sie „Prunus avium". „Süße Kirsche", riefen ihre Verehrer, und das heißt auf gut deutsch fast dasselbe, nur klingt es nicht so klug. Am meisten hatte sie mein Vater, der Pfefferküchlergeselle Hans in sein Herz geschlossen. Oft saß er in ihrem Schatten, streichelte mit sachkundigen Händen über ihren schlanken Leib. Eines Tages, vor zweihundert Jahren etwa, brach der Sturm den dicksten Ast. Hans trug ihn heim, zeichnete, kerbte, schnitzte. So wurde ich geboren.
Mit Freude begrüßten mich alle in der Küchlerei. Mußte vor mir noch jedes Stück Pfeffer- oder Lebkuchen mit den Händen geformt werden, so schaffte der Küchler mit mir viel, viel mehr. Ein süßes Leben war das! Tag für Tag füllten mich die Gesellen mit Teig, den der Küchler schon Wochen vorher aus Honig, Mehl und ausländischen Gewürzen – damals Pfeffer genannt – geknetet hatte. Nicht zu zählen ist die Schar meiner Pfefferkuchentöchter, die in dieser Zeit den Backofen verließen. Alles stattliche, knusprige junge Damen, mir auf's Haar gleich. Wenn die Kinder des Küchlers aus der Schule kamen, saßen sie oft bis in den Abend und schmückten sie mit Zuckerguß und Farben, so daß eine wie die andere zum Anbeißen aussah. Kaum waren sie im Laden, gingen sie „weg wie die warmen Semmeln", so sagt man das wohl heutzutage.
Dann kamen Jahre, in denen der süße Teig nur noch selten meinen Leib füllte. Man hatte meine Kollegen aus Blech erfunden. Mit ihnen schaffte der Küchler noch mehr als mit mir. Diese Ausstecher waren leichter herzustellen und zu pflegen. Ich wurde alt und überflüssig, stand erst im Wege und dann in einer dunklen Ecke. Mäuschen, Holzwürmer und Spinnen machten mir die Tage schwer.
Wer hätte damals gedacht, daß ich einmal angesehener denn je sein würde! Eines Tages entdeckten mich Geschichtsforscher und Museumsleute. Restauratoren nahmen mich zärtlicher als einst mein Vater Hans in die Hände. Sie heilten meinen durchlöcherten Körper und brachten mich in dieses Museum, in dem sich vom ersten bis zum letzten Stück alles um die Pfefferküchlerei dreht. Da stehe ich nun, sehe dies, höre das. Gestern beispielsweise waren junge Leute hier. Donnerwetter, was die von der Lebkuchenbäckerei verstanden haben. Aus der neuesten und größten Pfefferküchlerei einer kleinen Stadt in Sachsen waren sie gekommen. „VEB Dauerbackwaren Pulsnitzer Lebkuchen" nennt sich der Betrieb und Jugendbrigade „Ernst Rietschel" hießen diese jungen Küchler.
Was in dieser Küchlerei alles gebacken wird und wieviel!
Mein Küchler würde, könnte er es hören, vor Staunen vergessen, den Teig einzuschieben. In einem Jahr lag bei ihm nicht halb soviel auf der Ladentafel, wie dort an einem Tag das Haus verläßt.


Foto: Eckhard Freund


ATOMINO
III. Folge
MEERESEXPEDITION
Text: Marcello Argilli
Zeichnungen: Venicio Berti


Atomino und Smeraldina haben einen verwundeten kleinen Wal vor einem beutegierigen Hai gerettet.
Der Ärmste ist verletzt . . . Tauchen wir auf, wir müssen ihn pflegen.


Hab keine Angst, komm her . . .






Er dankt uns.
Viel Glück, Kleiner. Wir helfen dir wieder.


Der Motor geht nicht, die Atomenergie muß alle sein . . .
PTUF . . PTUF . .


Ich kümmere mich sofort darum.

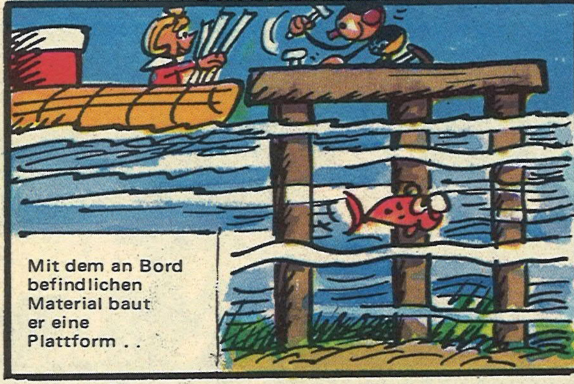

Sofort lädt Atomino die Batterien wieder auf.

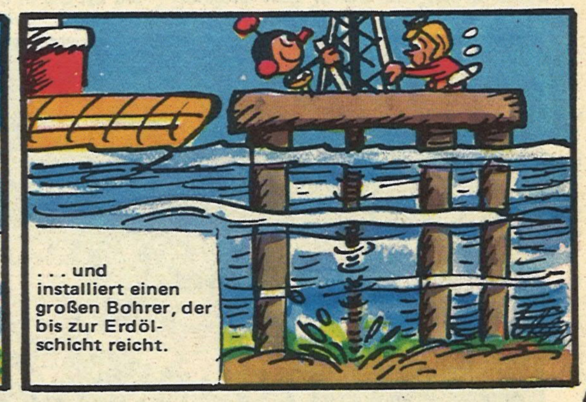

Ich will nicht, daß du dich so anstrengst. Du wirst noch die Atomschwäche bekommen.


Von Stund an werden wir einen anderen Treibstoff benutzen. Weißt du nicht, daß es auf dem Meeresboden Erdöl gibt?

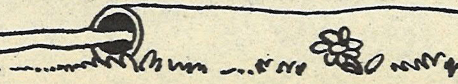

Als sie den Untergrund näher untersuchen . . .


. . . machen sie eine erdölhaltige Schicht aus.
Es herauszuholen, darum kümmere ich mich . . .


Mit dem an Bord befindlichen Material baut er eine Plattform . .


. . . und installiert einen großen Bohrer, der bis zur Erdölschicht reicht.



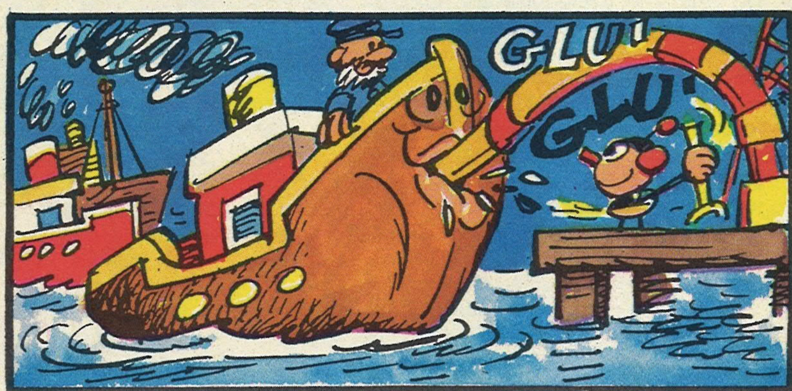
















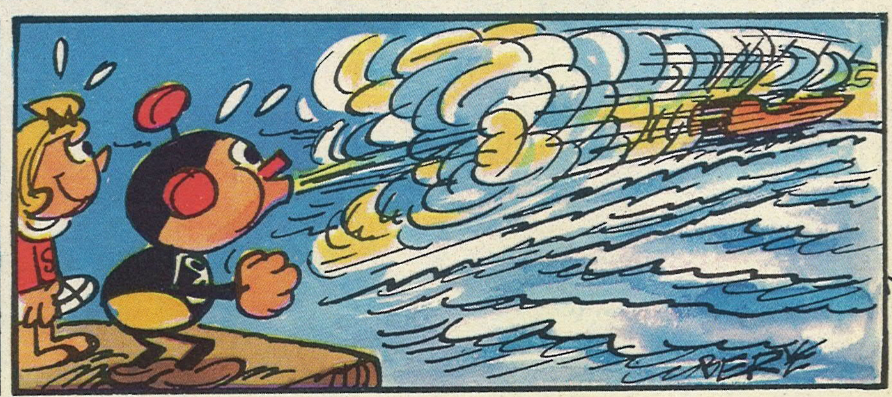












Fortsetzung folgt!

Seesack und Dampfertute

Ferien. Und dann in Warnemünde. Baden ist nicht übel, besser ist's am Alten Strom. Einfach dastehen und gucken. Urlauber drängeln. Es riecht nach Sonnenöl. Manche reden anders, einige versteht man. „Da, ein Fischkutter, dort, die Möwen und der da in dem Boot. Sieht der nicht aus wie Störtebeker?"

Ein Zeigefinger ist immer in der Luft: „Da! Dort! Hier!"

Da geht man am besten ein Stück beiseite. Was verstehen die schon von der Seefahrt! Größer müßte man sein und ein bißchen breiter in den Schultern, fest stehen, daß kein Wind einen umschubsen kann. Und unheimlich weit sehen müßte man können. Seeleute können unheimlich weit schauen. Die hier würden staunen.

„Pah, die kleinen Jollen hier, dahinten auf der Reede, der Zehntausendtonner, das ist meiner!" Ein dicker Seesack schiebt sich durch den Urlauberstrom, ein Seesack mit Beinen untendran. He, den kenne ich doch! Frank, der Pate aus der 1. Klasse. Er bekam dann ein anderes Schiff, dann noch ein anderes, dann war er weg und nun steht er hier. Der Seesack plumpste mir vor die Füße.

„Na, wir kennen uns doch, Knirps."

Das mag ich nicht. Neben seinem Seesack wirkt er auch nicht gerade riesig. Doch immerhin, ein Seemann. Alle können es sehen. Wir plauschen. Da steht plötzlich einer neben uns, ganz braungekokelt von der Sonne ist er, hat eine weiße Mütze mit einer blauen Bommel auf dem Kopf und will wohl einen Matrosen aus dem Bilderbuch darstellen. „Ja, die Seefahrt, die ist lustig", meinte er. Es klingt nach Leipzig und traurig. Frank zwinkert. „Na, lustig ist sie auch", sagt er. „Besonders wenn du neu bist an Bord, wirst du erst einmal in den April geschickt, in jeder Jahreszeit."

„Frank, das Typhon (das ist die Dampfertute), das quäkt heute so fürchterlich. Hole doch mal die Stimmgabel!" Und Frank lief. Der Bootsmann ging dann mit mir zu den Pollern, diesen Eisenpilzen, woran das Schiff vertäut wird. „Dieser Poller ist schief, du mußt ihn richten", sagte er und gab mir einen Hammer. Ich hämmerte wie wild und hörte dabei nicht das Lachen an Bord. „Noch einen Millimeter", rief er, „dann hast du es geschafft. Halt! Das war schon zu viel. Jetzt mußt du von der anderen Seite schlagen." Mann, war ich geschafft! Dabei hätte ich wissen müssen, daß man mindestens eine Dampframme braucht, um einen Poller auch nur einen Millimeter zu rücken. Und dann erst das Äquatorfest. Das ganze Gesicht eingeseift und schwupp – weg war der schöne Bart, mein erster. Mund auf und eine Pille rein, so groß wie eine Schuhcremeschachtel, und nicht einmal der Smutje wußte noch genau, woraus er sie zusammengerührt hatte. Neptun taufte mich „Kaulquappe"!

Frank lacht, daß es dröhnt. Kreischend fliegen Möwen auf. Wir sehen ihnen hinterher. Wieder nachdenklich geworden, zwirbelt Frank den Schnauzbart.

„Das war meine erste Reise, als Neptun am Äquator an Bord kam. Doch unser damaliges Ausbildungsschiff, die ‚Fichte' gondelte nicht ziellos auf dem Ozean umher. Im Rostocker Hafen waren wir mit vielen Grüßen verabschiedet worden. Bringt Mehl nach Chile! Schnell! Chile hungert! Das war 1973.

Anfang September liefen wir in Valparaiso ein. Soldaten zogen am Kai auf. Sie schützten unser Schiff und seine Fracht, denn die junge Revolution hatte viele Feinde, die auch auf uns nicht gut zu sprechen waren. Ohne Pause machten wir uns ans Entladen. Doch was war das? Durch die Straßen der Stadt schlich der Hunger, unser Mehl wurde dringend gebraucht. Doch der Abtransport schleppte sich hin, kam immer wieder zum Stehen. Die ältesten, klapprigsten Lastwagen hatten uns die reichen Unternehmer an die Pier geschickt. Ein Wagen nach dem anderen fiel aus. Schulterzucken, defekt eben. Ich stand mit dem Maschinisten an Deck. Er drehte einen ölverschmierten Lappen in den Händen, warf ihn fluchend zu Boden. ‚Da, guck sie dir genau an, die Halunken! Das sind sie, die dem Volk an die Gurgel wollen. Sie schachern mit dem Hunger!'

Text: Peter Weißpflog
Fotos: Wolfram Schmidt





Einige Tage später krachten Schüsse in der Stadt. Die Rundfunksender schwiegen, die Soldaten am Kai richteten ihre Waffen auf unser Schiff. Die Faschisten hatten Oberhand gewonnen. Einstweilen. Weißt du, wie uns zumute war, als das Land hinterm Horizont verschwand?"

Wir sehen uns nicht an. Ein Schlepper schaukelt vorüber. Plötzlich krempelt Frank die Ärmel hoch, fast automatisch, ich glaube, er merkt es nicht einmal richtig. „Wir fahren weiter!" sagt er. So streng habe ich ihn noch nie gesehen!

„Wir helfen, fahren, bringen, holen. Es gibt ständige Solidaritätslinien. Von Rostock nach Vietnam, nach Angola. Wir haben Lebensmittel an Bord, Maschinen, Schulhefte, Bleistife, ganze Werkstätten. Die Freunde erwarten uns schon. Und damit es schneller geht, packen wir in den Häfen selbst mit zu. Ist doch Ehrensache. Die Jungs vom MS ‚Liselotte Hermann' zum Beispiel warteten nicht lange und löschten auf ihrer letzten Reise zu Vietnams Küste 800 Tonnen Güter selbst. Wir werden ..."

„Wir, sagst du immer", unterbreche ich ihn. „Wir. Wer ist das?"

Frank war so in Fahrt gewesen, daß er sich erst einmal verdutzt am Ohrläppchen zupft.

„He, Moses", sagt er, „jetzt enttäuschst du mich aber. Denk doch mal nach. Seefahrt ist besonders Sache der Jungen. Und die Jungen sind in der FDJ. Wir sind viele. So ungefähr 5 000 Seeleute im Blauhemd fahren auf Schiffen des VEB Deutfracht/Seereederei. Es gibt wohl kein Meer, wo nicht eine Jugendbrigade von uns „segelt". Unsere Fahne weht in jedem Wind. Nimm zum Beispiel das MS ‚Nordhausen', eines unserer besten Jugendschiffe. Das Rote Ehrenbanner, das dem Jugendkollektiv für seine gute Arbeit verliehen wurde, fährt mit um den halben Erdball, bis nach Japan.

Doch noch etwas zur Solidarität. Nach dem XI. Parlament der FDJ haben wir uns vorgenommen, eine ständige Solidaritätslinie von Rostock nach Moçambique als neues Jugendobjekt aufzubauen. Dann schwebt uns noch vor, gemeinsam mit kubanischen Seeleuten als internationales Jugendobjekt die Linie Rostock—Havanna zu befahren. Wir haben schon Vorschläge gemacht, in einen Briefumschlag gesteckt und an das Stadtkomitee des kubanischen Jugendverbandes in Havanna geschickt. Wir werden sehen.

Weißt du auch, daß die größte Brücke der Welt hier in Rostock beginnt?" Ich bin baff. Will er mich auf den Arm nehmen. Dahinten ist die Brücke über den Alten Strom, dann gibt es noch die Petribrücke ... Frank amüsiert sich. „Die nicht. Gegen unsere sind diese hier nur einen Katzensprung lang. Unsere Brücke, die Brücke der Freundschaft, reicht von unserer Republik bis in die Sowjetunion. Sie ist nicht nur größer, sondern auch fester, obwohl sie schwimmt. Sie ist auch unser größtes internationales Jugendobjekt. So sorgen 46 Komsomol- und FDJ-Besatzungen für eine schnelle Verbindung zwischen Rostock, Riga, Klaipeda, Murmansk und Archangelsk, bringen Metalle und chemische Rohstoffe zu uns, holen Maschinen und Anlagen. Das flutscht, sag ich dir. Im vorigen Jahr haben wir unseren Plan über diese Brücke mit 125 000 Tonnen Gütern übererfüllt. Aber wir treffen die Komsomolzen nicht nur in den Häfen, auf den Schiffen. Gemeinsam arbeiten wir, also erholen wir uns auch gemeinsam, wie das unter Freunden üblich ist. Wir ‚Brückenleute' sehen uns in einem Jugendlager wieder.

Geschichten könnte ich dir erzählen ... Immerhin gehören 190 Schiffe zu unserem Betrieb, und über zwölfeinhalb Millionen Tonnen Güter wurden im vergangenen Jahr transportiert. Wir sind überall, in welche Himmelsrichtung du auch schaust."

Ein Blick auf die Uhr, Frank zieht die Augenbrauen hoch. „Genug geschwätzt. Muß erst selbst wieder mal die Nase in den Wind halten! An Bord warten sie schon."

Er huckt sich den Seesack auf, patscht mir auf die Schulter. „Hau rein, Junge!" — Der Seesack verschwindet mit ihm im Urlauberwirbel, taucht plötzlich wieder auf. Auf Franks Stirn glitzern kleine Schweißtröpfchen. Er grient: „Was ich dir noch sagen wollte: Schön ist sie doch, die Seefahrt." Sagt's, winkt und verschwindet in der Menge. Bring mir 'nen Affen mit, braucht nicht groß zu sein! will ich noch rufen, da fällt mir ein, daß ich gar nicht weiß, auf welchem Schiff, auf welcher Linie er fährt. Na, egal. Wir sind überall, hatte Frank gesagt.

Der Alte Strom blinzelt mir sein Sonnenfunkeln hoch. Draußen auf der Reede liegen in langer Reihe die großen Pötte. Ganz deutlich sehe ich sie und ich merke, daß ich auch schon ein bißchen unheimlich weit sehen kann. Die paar Tage noch, na gut: ein paar Jährchen. Aber dann See-FDJler 5 001!



HAST DU SCHON GEWUSST, DASS ...

... zum VEB Deutfracht/Seereederei Rostock 105 Stückgut- bzw. Semicontainerschiffe, 12 Containerschiffe, 25 Küstenmotorschiffe, 22 Massengutfrachter, 4 Ro/Ro-Schiffe, 1 Schwergutschiff, 10 Kühlschiffe, 5 Tanker, 2 Chemikalientanker, 3 Leimtanker und ein Passagierschiff gehören?

... von DDR-Häfen aus Liniendienste zu den wichtigsten seewärtigen Umschlagplätzen Europas sowie zu den Häfen Algeriens, der Nord- und Südlevante, Ägyptens, Westafrikas, Ostafrikas und des Roten Meeres, der Ostküste Südamerikas, Kubas und Mexikos, Sri-Lankas und Bangladeshs, Indiens und Pakistans, Südostasiens und des Fernen Ostens gehen? Regelmäßig werden auch Linien zwischen Mittelmeerhäfen und den Häfen des Nahen Ostens befahren.

... Transporte von überschweren und sperrigen Gütern, Industrieausrüstungen und kompletten Anlagen mit Einzelgewichten von 600 Tonnen und mehr vom Spezialschwergutschiff „Brocken" übernommen werden?

... im vergangenen Jahr im Seehafen Rostock 2 906 Schiffe aus 43 Ländern abgefertigt wurden?

... allein die Lagerfläche der vier großen Kaischuppen im Überseehafen Rostock so groß wie acht Fußballplätze ist?

... zum VEB Kombinat Seeverkehr und Hafenwirtschaft Deutfracht/Seereederei nicht nur der VEB Deutfracht/Seereederei und der VEB Seehafen Rostock gehören, sondern auch die Seehäfen Wismar und Stralsund, der VEB Deutfracht, Internationale Befrachtung, der VEB Schiffsmaklerei, der VEB Bagger-, Bugsier- und Bergungsreederei sowie der VEB Schiffsversorgung.

GLANZ AUF DER BÜHNE

Schlagersängerin Eva-Maria Pieckert bringt ihre erste LP heraus

Zeichnung: Jürgen Schumacher

Foto: Günter Gueffroy

„Wer annimmt, es reicht aus, ganz nett auszusehen und eine halbwegs hübsche Stimme zu haben, der irrt sich natürlich." So Eva-Maria Pieckert, die ganz nett aussieht, eine gute Stimme hat und Schlagersängerin ist.
Ihre Entwicklung zur Schlagersängerin mit Erfolg lief zwar recht folgerichtig und gradlinig ab, bedeutete aber keinesfalls, daß ihr alles in den Schoß fiel.

Ohne Umweg zum Beruf

Besonderen Einfluß auf die Berufswahl nahm die vier Jahre ältere Schwester. Sie studierte klassischen Gesang, und Eva-Maria wollte es ihr nachtun.
So ganz aus dem Handgelenk und ohne Vorkenntnisse geht das natürlich nicht. Aber da zahlte sich das Mitsingen im Schulchor der Hutten-Schule in der Heimatstadt Halle aus. Da ging's dann weiter auf die Musikschule. Und von dort auf die Leipziger Hochschule für Musik. Ihr Staatsexamensprädikat „gut" setzte einen krönenden Abschluß dieser Etappe. Bis zu jenem Punkt war man wohlbehütet, war der Lebensweg vorgezeichnet. Eva-Marias Eltern taten das frühe Interesse ihrer jüngsten Tochter für Musik auch nicht ab, sondern ließen sie gewähren (sicher trifft das bei nicht allzu vielen Müttern und Vätern zu, die von ihren Kindern vernehmen, sie wollen Sänger werden).

Auf der Suche nach dem eigenen Stil

Nun begann der sogenannte Ernst des Lebens: die Bewährung im Beruf. Das hieß erst einmal Barsängerin in einem Leipziger Hotel. Gesungen wurde alles, was gängig war, nicht was dem persönlichen Geschmack von Eva-Maria gefiel.
Nach dem Engagement bei der Fehse-Formation in Leipzig schloß sie sich dem Hansa-Schauorchester an und reiste mit dieser Big-Band durch die Republik.
Mehr und mehr aber bemühte sie sich um die Eigenständigkeit ihres Stils, wollte ihr Repertoire aufbauen. In dieser Situation kam ihr auch ein wenig Glück zu Hilfe. Die Schriftstellerin Gisela Steineckert entdeckte sie für sich. Und eine fruchtbare Zusammenarbeit begann. Seitdem produzierten sie beide mit der Musik von Horst Krüger etwa zwanzig Titel. Bekannte Lieder sind u. a. „Als es dich noch nicht gab", „Wie Steine im Bach", „Zeig mir deine Liebe, deinen Haß" (letzteres lief auch erfolgreich in der TIP-Disco). Sie alle sind auf der im Oktober erschienenen LP „Leben ist halt so" drauf.

Singen und Mutterpflichten unter einem Hut

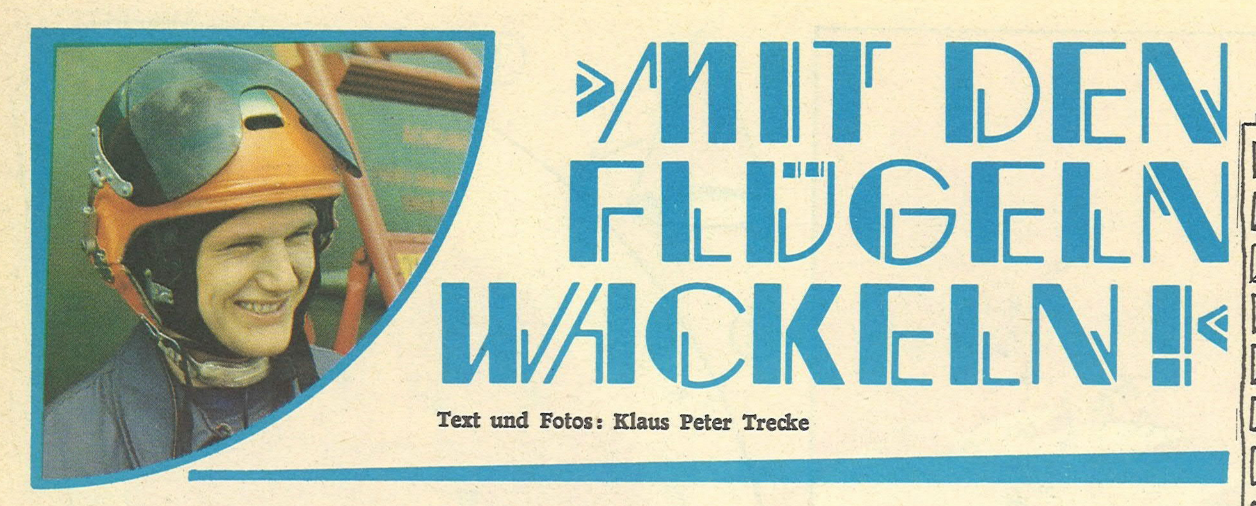
Schlagersingen bedeutet viel Arbeit. Nicht nur die Auftritte vor Zuschauern, wie im September im Steintor Halle oder im Fernsehen bei „rund" oder im Programm des Friedrichstadt-Palastes oder Mitte Oktober im Palast der Republik zeigen es. Noch viel mehr gehört dazu: Sprecherziehung, Gesangsunterricht, Bewegungslehre und – üben, üben, üben. Die Nachbarn sind oftmals weniger erfreut darüber.
Obwohl Eva-Maria Pieckert ein Staatsexamen in der Tasche hat, empfindet sie es als unbedingt nötig, sich solcherart weiterzubilden. Sie sagt dazu „ein Abtingeln der Stimme vermeiden". Den Gesangsunterricht erhält sie bei ihrer Lehrerin Ruth Bischoff, die sie bereits auf der Hochschule lehrte und die somit Eva-Maria gut kennt.

Für Hobbys bleibt da wenig Zeit. Ständig ist sie wenigstens mit den Gedanken bei der Arbeit. Eva-Maria Pieckert meint selbst, daß sie sich das am Beginn ihrer Laufbahn nicht so anstrengend vorgestellt habe. Außerdem fordert Töchterchen Caroline, die seit Januar zur Familie gehört, auch ihren Teil Zuwendung. Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen, ist also ziemlich kompliziert. Denn wer paßt auf Caroline auf, wenn Eva-Maria in einer anderen Stadt singt oder sogar ein Gastspiel im Ausland stattfindet. Gute Organisation in der Familie und einen Partner wie Gregor Borges, der am selben Strang zieht, sind unbedingt nötig.

Vergnügen, Erholung, Entspannung bereiten

„Der Schlager hat leider noch einen schlechten Beigeschmack. Es geht darum, anspruchsvolle Lieder zu produzieren. Verantwortungsvoll den Beruf wahrnehmen, den Leuten im Zuschauerraum, am Fernseher oder Radio Vergnügen, Erholung, Entspannung bereiten – das ist unser Auftrag." Auch wird dafür großzügige Unterstützung gewährt. Beim Interpretenwettbewerb im vergangenen Jahr erhielt Eva-Maria Pieckert ein Diplom. Außerdem brachte er ihr einen Förderungsvertrag der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst ein. Das bedeutet u. a., daß die bereits erwähnte Weiterbildung kostenlos ist.
Um Engagement nicht nur innerhalb ihres Berufes bemüht sie sich. Sie ist auch seit dem XI. Parlament der FDJ Mitglied des Zentralrates.
Zum Abschluß des Gesprächs kommt natürlich die an dieser Stelle oft gestellte Frage nach nächsten Vorhaben, Plänen und Träumen. Eva-Maria Pieckert möchte einmal mit einer eigenen Band auftreten und das Publikum rund eineinhalb Stunden mit eigenem Programm unterhalten. Bis dahin braucht es aber noch viel Arbeit. Aber mit 26 Jahren ist Eva-Maria Pieckert noch jung genug, um diese Träume Wirklichkeit werden zu lassen.

Text: Christiane Müller



»MIT DEN FLÜGELN WACKELN!«

Text und Fotos: Klaus Peter Trecke

Zeichnungen: Steffen Jahsnowski

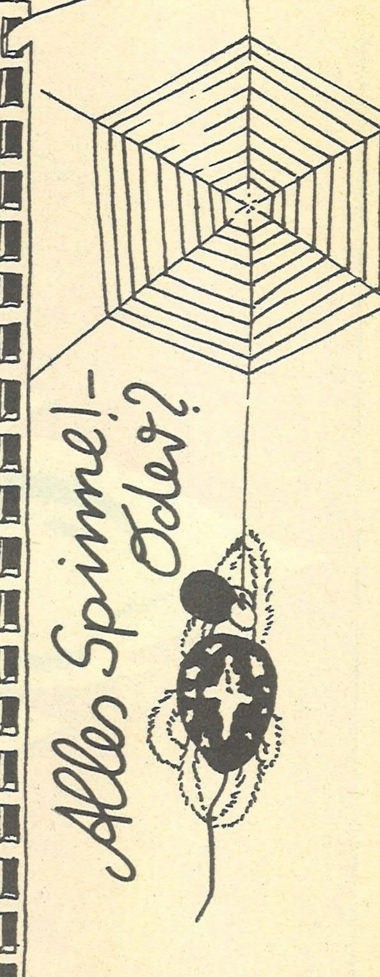
Ein Flügel-Wackelzeichen hatte ich mit meinen Eltern verabredet, wenn die Flugstrecke während meiner GST-Ausbildung über unser Dorf führte. Meine Mutter regte sich dabei immer mächtig auf und schimpfte. Sie hatte Angst, daß mir bei der Wackelei etwas passieren könnte.
Eigentlich hatte ich schon mit elf Jahren den Wunsch, Pilot zu werden und in der 9. Klasse erfolgte dann auch meine Verpflichtung als Berufsoffizier. Ich komme aus Naundorf, einem kleinen Dorf im Bezirk Cottbus. Mein Vater ist dort LPG-Vorsitzender und meine Mutter Buchhalterin dieses Betriebes. Sie förderten und unterstützten meinen Berufswunsch. In Calau ging ich zur EOS und schon in der 9. Klasse begann ich auf dem GST-Flugplatz Neuhausen mit dem Segelflug. Ein irres Gefühl, so durch die Luft zu schweben! Später folgte die Ausbildung im Motorflug. Auf 66 Flugstunden habe ich es dabei gebracht.
Dann wurde ich im September 1977 Offiziersschüler an der Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung „Franz Mehring". Die Jahre, die jetzt hinter mir liegen, hatten es in sich!
Theorie und Praxis des Fliegens, die Flugtechnik, dann die Ausbildung als Soldat, als Offizier – es gab viel zu lernen. Die größten Eindrücke hat die fliegerische Ausbildung auf dem Strahltrainer „Albatros", unserem Schulflugzeug, und später auf der Mig 21/ü hinterlassen. Dann der erste Alleinflug bei schönem Wetter mit freier Sicht. Ein großes Erlebnis, das man bestimmt nicht vergißt!
In den drei „Lehrjahren" veränderte sich meine Einstellung zum Fliegen. Ich habe begriffen, daß ich bei aller Liebe zur Fliegerei in erster Linie Offizier sein muß, der sein Flugzeug als Waffe gegen die Feinde des Friedens einzusetzen hat.
Seit Mai 1979 bin ich Mitglied der SED. Ich werde durch meine Arbeit mithelfen, den Sozialismus stark und den Frieden sicher zu machen. So sehe ich meinen Beruf als Pilot, als Offizier der NVA.
Falls von euch jemand die Absicht hat, Flugzeugführer zu werden, keine Bange davor! Gesund muß man sein, alles andere läßt sich bestimmt erlernen.
Früher war die „Frösi" auch meine Lieblingslektüre, heute lese ich in der Freizeit am liebsten Romane von Harry Thürk und Erik Neutsch oder historische Literatur.

Volker Dabow

Was Volker euch nicht erzählte:

Volker Dabow bestand seine Offiziersprüfung 1981 mit „Auszeichnung" und bekam zur Ernennung zum ersten Offiziersdienstgrad einen Ehrendolch mit Gravur des Ministers für Nationale Verteidigung überreicht. Genosse Leutnant Dabow leistet heute als einer der jüngsten Jagdflieger der NVA in einer Staffel der Luftstreitkräfte seinen Dienst.



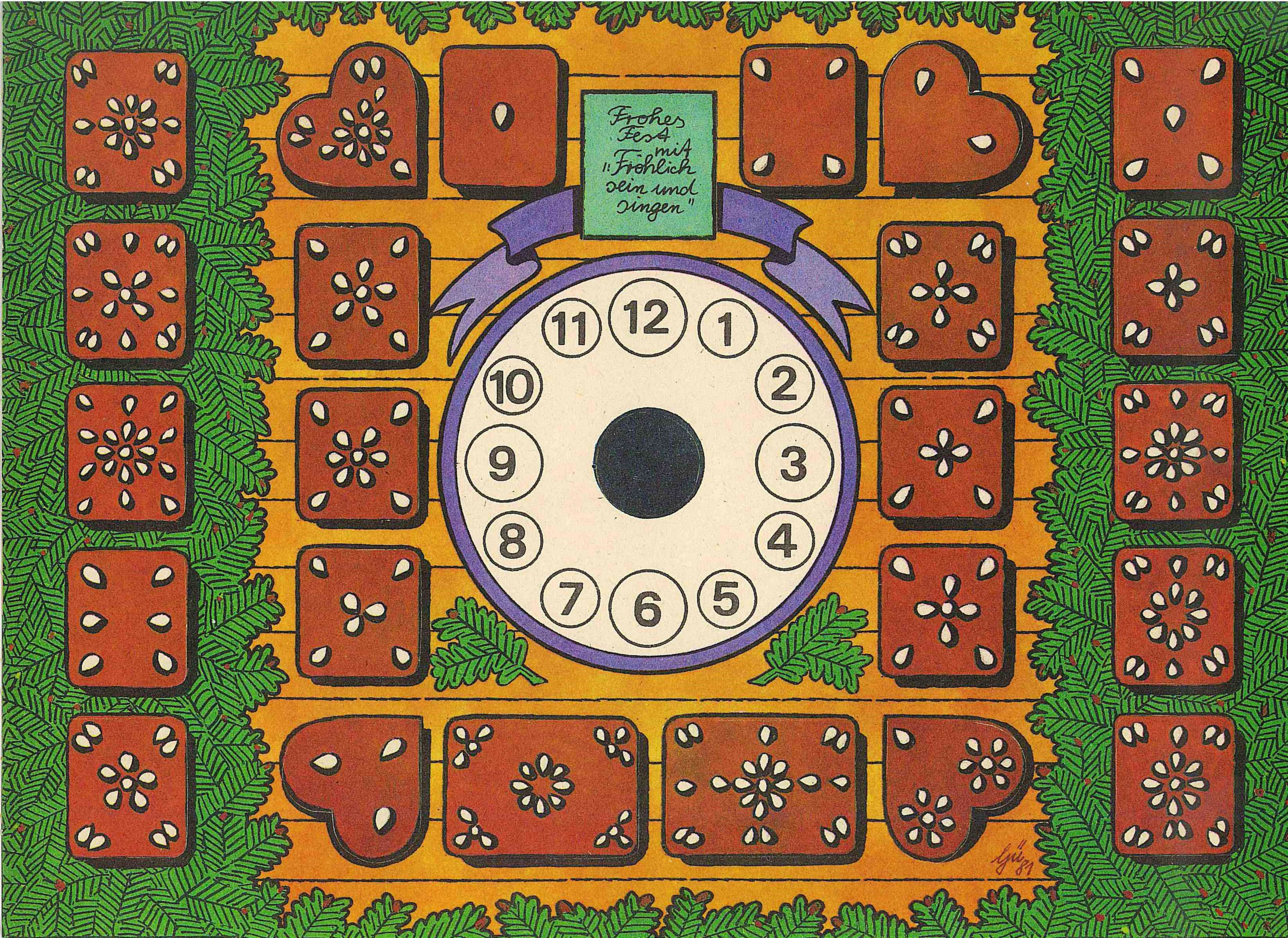


**So beweglich kann gar keiner sein, um bis auf diese Seite am FRÖSI-Kletterrohr zu hampeln. Dennoch – auf Spielplätzen ist vieles davon zu beobachten. Und Spielplätze gibt es überall in unserer Republik. Da spielen größere Pioniere mit kleineren, da achtet jeder auf Ordnung und hilft beim Reparieren der Spielgeräte, da ist gute Laune und Ideenreichtum anzutreffen. Auf Spielplätzen fühlt sich jedes Kind wohl, verbringt dort gern seine Freizeit, spielt allein oder mit anderen, dort werden Pioniergruppennachmittage veranstaltet und, und, und ...
Ist doch alles so, oder?! Stimmt das etwa nicht? Schreibt uns! Wie sieht es auf euren Spielplätzen aus? Haltet ihr sie in Ordnung? Wie und was wird dort gespielt? Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Kennwort: Lokaltermin. Wir warten auf eure Post!**

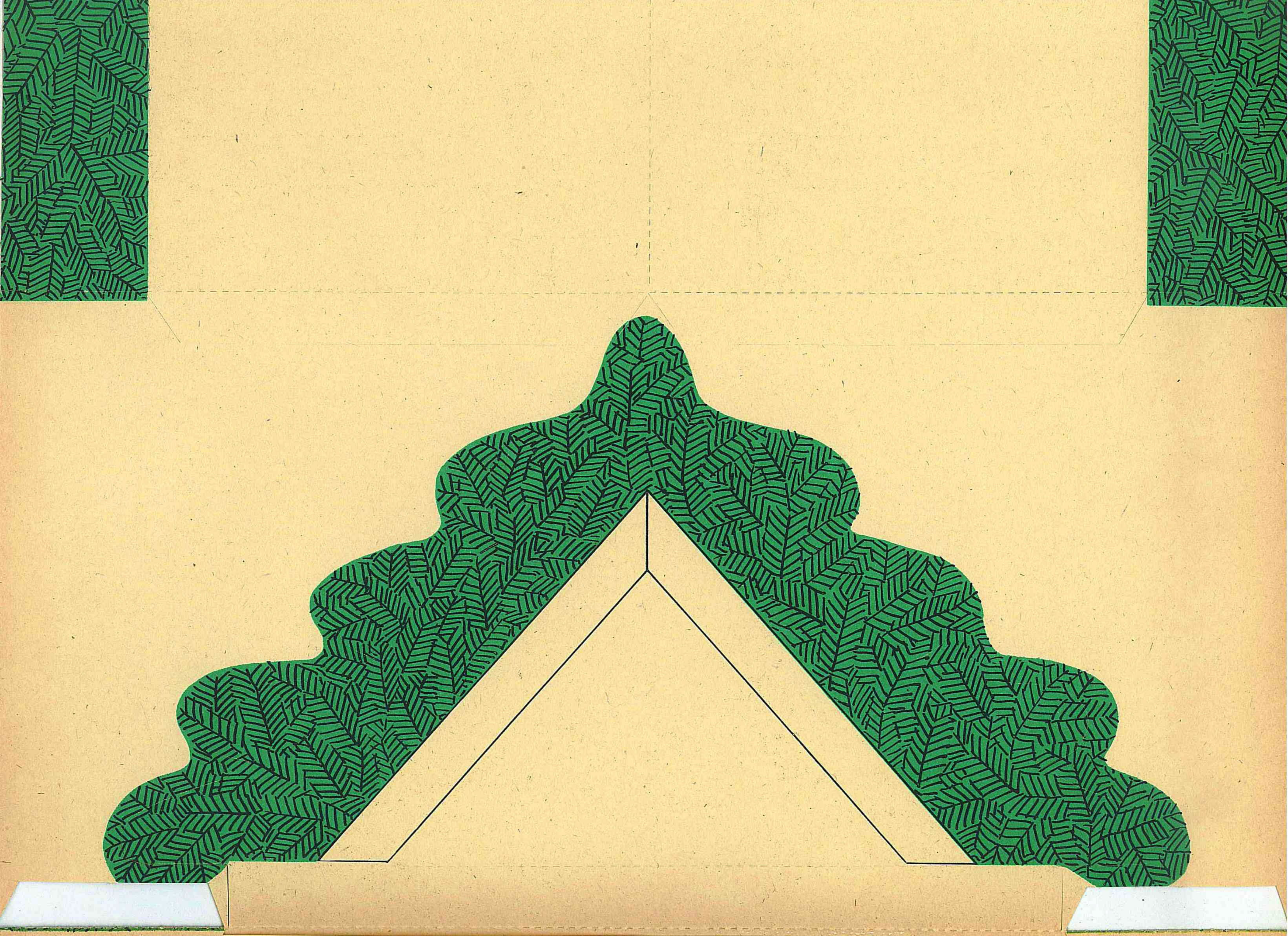


Zeichnung: Otto Sperling

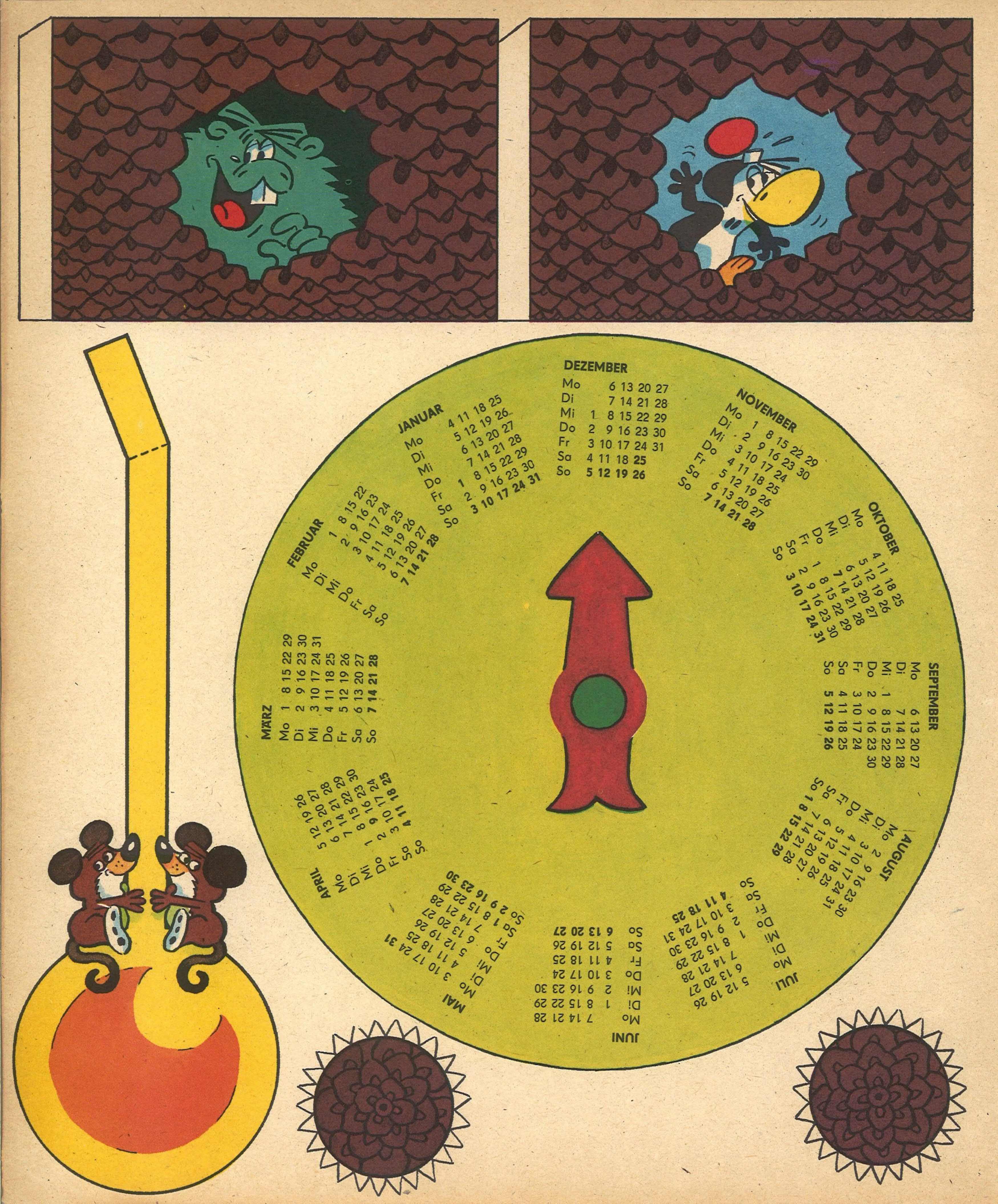
Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.


Frohes Fest mit „Fröhlich sein und singen"
12
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11






OTTO


JANUAR
Mo 4 11 18 25
Di 5 12 19 26
Mi 6 13 20 27
Do 7 14 21 28
Fr 1 8 15 22 29
Sa 2 9 16 23 30
So 3 10 17 24 31
FEBRUAR
Mo 1 8 15 22
Di 2 9 16 23
Mi 3 10 17 24
Do 4 11 18 25
Fr 5 12 19 26
Sa 6 13 20 27
So 7 14 21 28
MÄRZ
Mo 1 8 15 22 29
Di 2 9 16 23 30
Mi 3 10 17 24 31
Do 4 11 18 25
Fr 5 12 19 26
Sa 6 13 20 27
So 7 14 21 28
APRIL
Mo 5 12 19 26
Di 6 13 20 27
Mi 7 14 21 28
Do 1 8 15 22 29
Fr 2 9 16 23 30
Sa 3 10 17 24
So 4 11 18 25
MAI
Mo 3 10 17 24 31
Di 4 11 18 25
Mi 5 12 19 26
Do 6 13 20 27
Fr 7 14 21 28
Sa 1 8 15 22 29
So 2 9 16 23 30
JUNI
Mo 7 14 21 28
Di 1 8 15 22 29
Mi 2 9 16 23 30
Do 3 10 17 24
Fr 4 11 18 25
Sa 5 12 19 26
So 6 13 20 27
JULI
Mo 5 12 19 26
Di 6 13 20 27
Mi 7 14 21 28
Do 1 8 15 22 29
Fr 2 9 16 23 30
Sa 3 10 17 24 31
So 4 11 18 25
AUGUST
Mo 2 9 16 23 30
Di 3 10 17 24 31
Mi 4 11 18 25
Do 5 12 19 26
Fr 6 13 20 27
Sa 7 14 21 28
So 1 8 15 22 29
SEPTEMBER
Mo 6 13 20 27
Di 7 14 21 28
Mi 1 8 15 22 29
Do 2 9 16 23 30
Fr 3 10 17 24
Sa 4 11 18 25
So 5 12 19 26
OKTOBER
Mo 4 11 18 25
Di 5 12 19 26
Mi 6 13 20 27
Do 7 14 21 28
Fr 1 8 15 22 29
Sa 2 9 16 23 30
So 3 10 17 24 31
NOVEMBER
Mo 1 8 15 22 29
Di 2 9 16 23 30
Mi 3 10 17 24
Do 4 11 18 25
Fr 5 12 19 26
Sa 6 13 20 27
So 7 14 21 28
DEZEMBER
Mo 6 13 20 27
Di 7 14 21 28
Mi 1 8 15 22 29
Do 2 9 16 23 30
Fr 3 10 17 24 31
Sa 4 11 18 25
So 5 12 19 26

Werner Tübke, geb. 1929, „Bildnis eines sizilianischen Großgrundbesitzers mit Marionetten", Öl, 1972

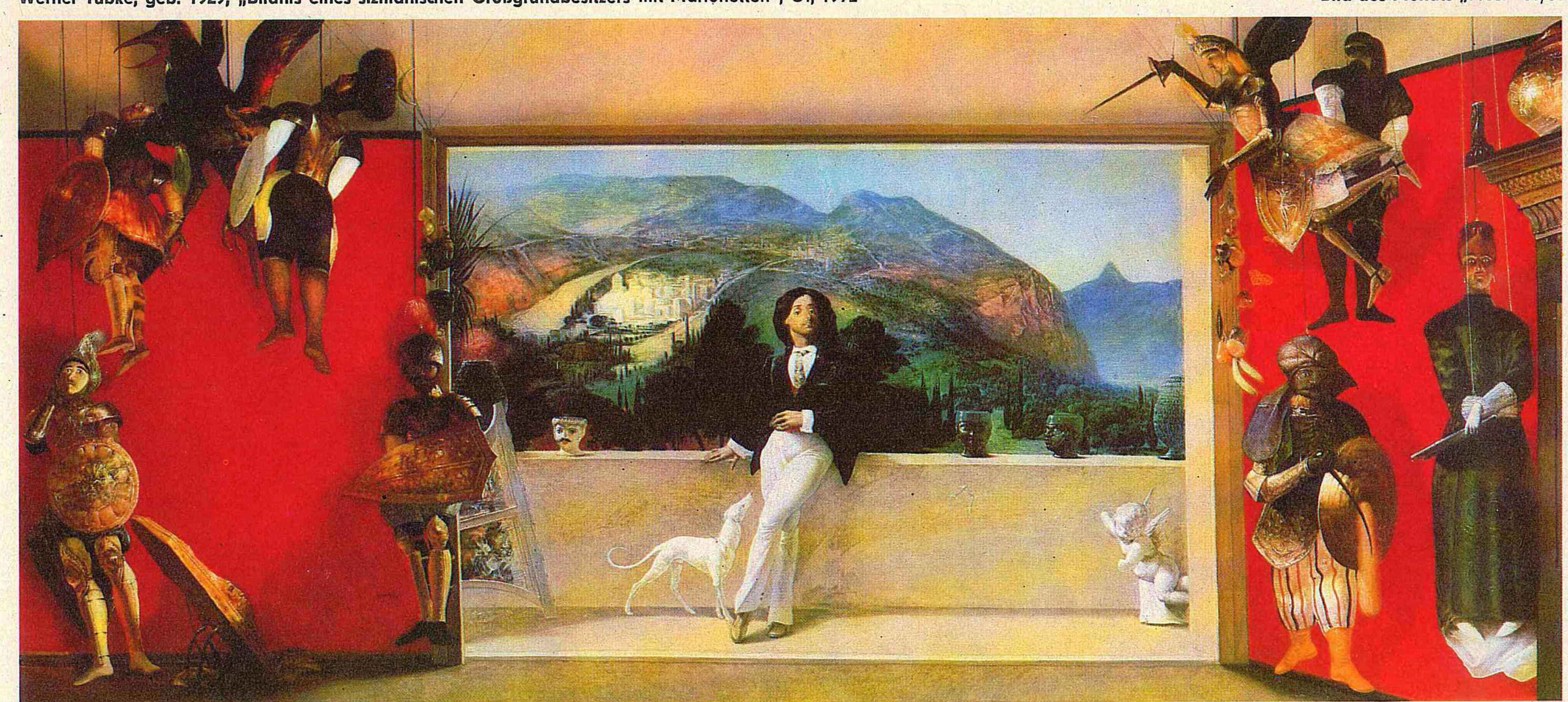


Foto: Deutsche Fotothek Dresden